Geschichte meines Lebens

Ludwig von Baczko



LUDWIG von BACZKO.

Geb. den 8ten Junius 1756,
starb den 27ten März 1823.

Geschichte meines Lebens

von

Ludwig v. Baczko.

Quemcunque hominem videris, miserum neges
Quemcunque miserum videris, hominem scias.

Seneca Trag.

Erster Band.

Königsberg, 1824.
Auf Kosten der Erben des Verfassers.
(In Commission bei Aug. Wilh. Unzer.)


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Pränumeranten-Verzeichniß.

Herr Achterfeldt, Professor in Braunsberg.
— Albrecht, Bernsteinarbeiter.
— Assur, Doctor Medicinae.
— Auerbach, Banquier.
— v. Auerswald Excellenz, Landhofmeister und Ober-Präsident.
— Auschra, Actuarius in Insterburg.
— Baehr, Religionslehrer beim Gymnasio in Braunsberg.
— Dr. v. Baer, Professor.
— Barth, Kaufmann in Braunsberg.
— Bartikowsky, Kaufmann.
— Bartsch, Kaufmann.
— Baske, Ober-Landes-Ger.-Registrator.
— Beneckendorf v. Hindenburg, General-major und Commandant von Thorn.
— Bernhardi, Kaufmann.
Die Bibliothek des 4ten Inf.-Reg. zu Danzig.
Die Bibliothek der deutschen Ressource zu Königsberg.
Herr Biester, Ober-Lehrer in Braunsberg.
— Binder, Landbaumeister in Pr. Stargard.

*

Herr v. Blomberg, Capitain in Pillau.
— v. Borstell Excellenz, Generallieutenant und commandirender General in Ostpreussen, Westpreussen, und Litthauen.
— Bräunlich, Prem.-Lieutenant im 5ten Inf.-Reg. zu Danzig.
— Brand, Criminalrath u. Justiz-Commissarius.
— Brinlinger, Kreisjustizrath in Ragnit.
— v. Brunnow, Capitain in Potsdam.
Die Buchhandlung d. Gebrüder Bornträger.
Frau Bankosekretair Buck.
Herr Budach, Ober-Landes-Ger.-Assessor.
— v. Buddenbrock, Major außer Dienst.
— Büttner, (Fr. Reinhold) Kaufmann.
— Butte, Rendant d. Intelligenz-Comptoirs.
— Dallmer, Capitain im 3ten Inf.-Reg. in Braunsberg.
— Diestel, Director des Land- u. Stadtgerichts in Thorn.
— Douglas, Kaufmann.
— v. Duwe, Major in Angerbug.
— Ehm, Tribunalsrath.
— Elsasser, Spediteur in Pillau.
— Engelschmidt, Director des Collegii der Justiz-Commissarien.
— Erdmann, Ober-Landes-Gerichtsfiscal und Justiz-Commissarius.
Frau Hauptmann v. Falkenhayn.
Herr Flach, Medicinal-Assessor.

Herr Flottwell, Geh.-Regier.-Rath in Danzig.
— Foest, Ober-Auditeur in Danzig.
— Frank, Ober-Landes-Gerichts-Deposital-Rendant.
— Frenzel, Professor in Braunsberg.
— Fritzen, Land- und Stadtgerichts-Registrator in Danzig.
— Geisenheimer, Justizrath und Justiz-Commissarius.
— Gerhard, (Fr. Samuel) Buchhändler in Danzig.
— Dr. Gerlach, Professor in Braunsberg.
— Gerlach, Bürgermeister in Pr. Stargard.
— Gordak, Kaufmann.
— Gottschalk, Kaufmann.
— v. Gotzkow, Major, auf Gr. Sobrost bei Nordenburg.
— Groddek Justizcommissarius in Danzig.
— Grube, Justizcommissarius und Universitätsrichter.
— v. Gutzmerow, Prem.-Lieutenant im 3ten Inf.-Regiment.
— Dr. Hagen, Medicinalrath.
— Dr Hahn, Professor und Superintendent.
— Hartung, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— Dr. Hasse, Kreisphysikus in Pr. Stargard.
— v. Hatten, Capitain und Brigade-Adjudant in Danzig.
— Hauenstein, Stadtkämmerer in Ragnit.

Herr Dr. Henne, Professor.
— Dr. Herbart, Professor der Philosophie.
— Herbig, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— v. Herrmann, Lieutenant im 5ten Inf-Reg. zu Danzig.
— Hermes, Justiz-Commissions-Rath in Braunsberg.
— Heygster, Kaufmann.
— v. Hirsch, Auctions-Commissarius.
— Hirschberg, Lieutenant in Pr. Stargard.
— Hoepfner, Kaufmann in Braunsberg.
Se. Durchlaucht Herr Prinz von Hohenzollern, Generalmajor und Commandeur der 2ten Landwehrbrigade in Danzig. 2 Exemplare.
Herr Holder-Egger, Ober-Registrator beim Oberlandes-Gericht in Marienwerder.
— v. Holzendorf, Lieutenant im 3ten Kürassierregimente.
— Graf v. Hülsen, Major und Divisions-Adjudant in Danzig.
— Dr. Kaehler, Consistorialrath u. Professor.
— Graf v. Kanitz, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— v. Katzeler Excellenz, Generallieutenant und Erster Commandant von Danzig.
— Kayser, Justizcommissarius.
— Kelch, Geheime-Regierungsrath.
— Kittlitz, Rheder in Pillau.
— Klein, Oberlandes-Gerichts-Assessor.

Herr Knuth, (F. W.) Kaufmann in Pr. Stargard.
— Knuth, Lieutenant in Pr. Stargard.
— Krah, Justizrath und Justizcommissarius.
— Krause, Lieutenant in Pr. Stargard.
— Kriese, Pfarrer in Pr. Stargard.
— Kuhn, Lootsen-Commandeur in Pillau.
— Kukein, Kaufmann in Braunsberg.
— Kurella, Polizeirath.
Frau Baronin v. Lamotte, in Berlin.
Herr Dr. Lawerny, Oberlehrer beim Gymnasio in Braunsberg.
— Lietke, (J. P.) Segelmacher in Pillau.
— Graf v. Lottum, Generalmajor und Divisions-Commandeur.
— v. Mach, Rittmeister in Pr. Stargard.
— v. Meusel, Capitain im 3ten Inf.-Reg.
— Michalsky, Kaufmann.
— Moeller, (Abraham) Kaufmann.
— Morgenbesser, Oberlandes-Gerichts-Chef-Präsident. 4 Exemplare.
— v. Montowt, Major und Platzkommandant.
— Müller, Hofscharfrichter.
— Nöldechen, Obersalz-Inspector.
— Oestreich, Comerzienrath in Braunsberg.
— Olias, Kaufmann.
— Paetsch, Justizcommissarius.
— v. Paleske, Gutsbesitzer bei Pr. Stargard.
— Paulsen, Kaufmann.

Herr Peterson, Hafenbauinspector in Pillau.
— Philippsohn, Erzpriester in Braunsberg.
— Preußmann, Oberlandes-Gerichtsrath.
— Prin, Commerzienrath.
— Prin, (C. F. M.) Kaufmann.
— Rechenberg, Justiz-Amtmann in Ragnit.
— Rehfeldt, Landbaumeister in Braunsberg.
— Rehfeldt, Provisor in Pr. Stargard.
— Reich, Proviant-Amts-Controlleur.
— Reissert, Hofrath.
— Dr. Richter, Professor.
— Richter, Polizeirath.
— Riedel, Justizrath.
— Riemain, Archidiakonus und Professor.
— v. Roczinsky, Capitain im 3ten Inf.-Regiment.
— v. Roggenbucke, Salz-Inspector in Pillau.
— Ruffmann, Stadtrichter in Pillau.
— Saro, Stadtrichter in Friedland.
— Saudien, Stadtrichter in Soldau.
— v. Schachtmeier, Major im 5ten Inf.-Regiment zu Danzig.
— Schaller, Regierungsrath und Justizcommissarius.
— Scheinert, Oberlandes-Gerichts-Assessor.
— Schlenther, Land- und Stadtgerichts-Assessor in Danzig.
— v. Schlieben, Landrath in Pr. Stargard.

Herr Schmidt, Polizei-Präsident.
— Dr. Schmülling, Director des Gymnasii zu Braunsberg.
— Schnell, Gutsbesitzer.
— v. Schön Excellenz, wirklicher Geheime-Rath und Ober-Präsident v. Westpreußen.
— Schütz, Regierungsrath.
— Schulz, Schloßbauinspector.
— Schulz, (Fr.) Mäkler.
— Schweichel, Kaufmann.
— Dr. Schweykard, Professor und Hofrath.
— Seligo, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— Senger, Kaufmann in Pr. Stargard.
— Siehr, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— Skerle, Criminalrath und Justizcommissarius in Danzig.
— v. Slugocki, Major in Pr. Stargard.
— Stahl, Justizcommissarius in Danzig.
— Steffen, Oberlandes-Gerichts-Rath.
— Steffens, Kaufmann.
— Stroebel, Commerzienrath in Pillau.
— Stuckert, Prediger in Pillau.
— v. Sydow, Präsident.
— Teschner, Criminalrichter in Thorn.
— Tetzlaff, (Karl) Kaufmann in Pr. Stargard.

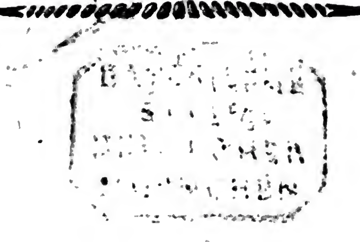
Die Loge Teutonia zu Potsdam.

Herr v. Trabenfeldt, Oberst und Commanmandant von Pillau.
— Dr. v. Treyden, Stadtphysikus.

Herr Ulrich, Rector,
— Ungerbühler, Landschafts-Syndicus in Mohrungen.
— Weger, Justizcommissarius.
— v. Wegnern, Oberl.-Gerichts-Präsident.
— Weiß, Justizcommissionsrath in Danzig.
— Weiß, Garnison-Auditeur in Pillau.
— Werner, Capt. im 5n Inf.-Reg. zu Danzig.
— Wernsdorf, Land- und Stadtgerichts-Sekretair in Danzig.
— v. Wichert, Justizrath.
— Wiedekind, Lieutenant außer Diensten.
— Wiek, Justizcom. u. Divisions-Auditeur.
— Wientz, Kaufmann.
— Wiesner, Med.-Apotheker in Braunsberg.
— Winkler der Aelt., Kaufmann.
— Wolff, Geheime-Commerzienrath.
— Wolfgramm, Lieut. im 3ten Inf.-Reg.
— Dr. Wolterstorf, Pfarrer.
— Dr. Wrede, Professor.
— Zeihe, Justizcommissionsrath.
— Zeihe, Hofrath.
— Zernecke, Justizrath in Danzig.
— v. Zieten, Capitain in Prenzlau.

Anmerkung. Diejenigen Herren Pränumeranten, bei denen kein Aufenthaltsort bemerkt ist, wohnen in Königsberg.

Im 3ten Bande folgt die Fortsetzung des Pränumeranten-Verzeichnisses.



Jetzt sind 66 Jahre meines Lebens verstrichen, und mein, übrigens gutes, Gedächtniß ruft mir nicht das Andenken von 66 Tagen zurück, die ich, von Kummer ungetrübt, im Genusse reiner Freude hinbrachte; sondern ich fühlte vielmehr die Wahrheit des biblischen Ausspruchs bestätigt: daß jeder Tag seine eigene Plage hat. Viele unvermeidliche, manche zufällige Leiden haben auf meinen Körper gewirkt, und mir auch den unschuldigsten Lebensgenuß größtentheils verkümmert. Mein Herz, das jedem wohlwollte, vielleicht auch wohl einiges Selbstgefühl und Vertrauen auf eigene Kraft, vom sehnlichsten Wunsche, Gutes zu wirken, begleitet, reitzte mich nicht selten, mich unter die Menschen zu wagen, zum Theil auch wohl empor zu streben, und nach manchem mir vorgesteckten Ziele, zu dessen Erreichung ich mir Kraft zutraute, mit aller mir möglichen Anstrengung zu ringen. Noch jetzt frei von stürmischen Leidenschaften und wahrscheinlich nahe am Grabe, glaube ich sagen zu können, daß meine Absicht rein und gut war. Denn ein Wunsch nach vermehrtem Lebensgenuß, der frei-

lich auch in meiner Seele lag, war immer mit dem Wunsche, ihn zu verdienen, gut und nützlich zu sein, verbunden. Allein ich wurde nicht selten bei meinem Streben schmerzlich, selbst hin und wieder mit Verachtung zurückgestoßen und tief gebeugt. In meinen jüngern Jahren hielt ich so manches für Bosheit und Tücke, fühlte mich gekränkt, ereiferte und grämte mich über Dinge, die ich jetzt als Wirkung des Vorurtheils und der Leidenschaft belächele, wenn ich gleich gestehen muß, daß mein Körper, dem die Natur Kräfte gab, um vielleicht ein Jahrhundert auszudauern, mehr noch durch Gram und erlittene Kränkungen als durch äußere Leiden zu Grunde gerichtet wurde.

Aber nicht meine gegenwärtige Gemüthsstimmung, nicht der Genuß, den zum Theil die Erinnerung überstandener Leiden gewährt, haben mich zur Aufzeichnung meiner Lebensgeschichte veranlaßt. Auch war kein Stolz die Triebfeder; denn wenn ich gleich nicht geneigt bin, in jener Blöße der Selbstgeständnisse eines Rousseau aufzutreten, so werde ich doch auch diejenigen Fehler nicht verheimlichen, die auf meine Schicksale und meine Geistesbildung Einfluß hatten. Die letzte flößt mir keinesweges den Gedanken ein, mich für einen vorzüglichen Mann zu halten, wenn ich gleich fühle, daß ich mit großer Aufopferung jedes

andern Genusses beinahe unaufhörlich nach Erweiterung meiner Kenntnisse rang; denn täglich fühle ich ja auch dabei die Lücken meines Wissens, und die außerordentlichen Hindernisse, die Blindheit selbst dem mühsamsten Fleiße entgegensetzt. Gewiß ist es daß mir die Vorsehung Kräfte gab, einer der arbeitsamsten und thätigsten Menschen zu werden; aber zum Gelehrten machte mich nur mein Unglück. Ich bin überzeugt, durch Fleiß und Thätigkeit einiges geleistet zu haben, und in den frühern Jahren meines Lebens hatte ich auch von meinen wissenschaftlichen Kenntnissen eine größere Meinung, als ich jetzt davon hege. Nach diesen Angaben, wozu die Geschichte meines Lebens den Commentar liefert, wird man es mir hoffentlich nicht allgemein widerstreiten, daß mich edlere Gründe, als Eitelkeit und Stolz, zu Abfassung dieser Schrift bestimmten, und ich wage es, hier diese Gründe selbst auseinanderzusetzen.

Ich bin Hausvater, wünsche für das Glück meiner sieben Kinder in jeder Hinsicht thätig zu sein, und halte mich überzeugt, daß so mancher, der widrige Empfindungen gegen mich hegte, wenn diese einst nach meinem Tode mit mir ihr Ende erreicht haben, und bei dem Durchlesen dieser Blätter meine Art zu denken und zu empfinden, und meine ganze Ver-

fahrungsweise offenbar vor seinen Augen liegt, mich vielleicht im Innern seines Herzens verkannt zu haben gestehen, und daher seinen Widerwillen nicht auf meine Kinder fortpflanzen, sondern diesen vielleicht freundlich die Hand bieten werde. Auf diese selbst hoffe ich durch diese Schrift zu wirken; denn ich glaube, daß auch das Andenken ihres Vaters ihnen lieb und werth bleiben soll, und dieses letzte Vermächtniß wird ihnen alsdann zu mancher Lehre und Warnung dienen. Vorzüglich aber wünsche ich jedem Unglücklichen zu nützen, der, vom Schicksal niedergebeugt, einzeln und verlassen dasteht. O! möchte diesem doch die Geschichte meines Lebens und meiner Leiden zum Beweise dienen, daß die Vorsehung unsägliche Kräfte in uns legte, die erst im Augenblicke der Noth thätig werden; möchte ich doch in der Brust jedes Unglücklichen, der im Begriffe steht, an Gott und Menschen, Tugend und Rechtschaffenheit zu verzweifeln, Vertrauen auf die Vorsehung, Vertrauen auf gute Menschen, und die gewisse Ueberzeugung befestigen, daß bei dem festen Entschlusse, dem Unglücke auf jedem Wege entgegen zu wirken, wenn gleich kein Glück, doch Hülfe und Rettung gewiß ist!

Vielleicht wird auch der empirische Psychologe diese Blätter nicht ganz unbefriedigt aus der Hand legen; wenigstens war ich je=

derzeit mein eigener aufmerksamer Beobachter. Wie ich die Welt und die Menschen im Verhältnisse zu mir betrachtete, wie mein Geist darnach strebte, den Mangel des Gesichts zu ersetzen, wie ich mir von Dingen, die bloß in der Anschauung liegen, neue Begriffe erwarb, der Gang meiner Ideen, die Geschichte meiner Erziehung und Geistesbildung werden dem Anthropologen den Stoff zu mancher Bemerkung liefern. Besonders ist es für mich ein rührender und doch immer auch erfreulicher Gedanke, daß vielleicht mancher Unglückliche, der gleich mir sein Gesicht verlor, so manches Hülfsmittel zur Erleichterung seiner Leiden, mancher Erzieher, vorzüglich eines Blinden, hier manche kleine Nachricht finden wird, die unschuldige Freude, Zufriedenheit, Nutzen, und zweckmäßige Ausbildung des Zöglings zu befördern im Stande sein dürfte.

Dieses ist der mannigfache Gesichtspunkt, den ich bei Abfassung meines Werks nie aus den Augen zu verlieren wünschte. Es war mir immer als ob meine Kinder, vorzüglich meine Söhne, dabei gegenwärtig wären, und daher so manche Nutzanwendung, so manches, das eigentlich nur für sie bestimmt ist, und das ich also auch nur leise berührt habe. Rache, oder Genugthuung suchte ich durch diese Schrift nicht; wohl aber mich selbst ge-

gen manchen Vorwurf und, wo ich verkannt wurde, zu rechtfertigen. Ich verzeihe jedem, der mir wehe that, von ganzer Seele, und wünsche, daß man auch mir da, wo mich Vorurtheil und Leidenschaft irre leiteten, Verzeihung gewähren möge. Jeder Sterbliche ist der menschlichen Schwäche seinen Tribut schuldig; ich aber hoffe, wenn einst diese Blätter veröffentlicht werden, und ich alsdann den Frieden im Grabe gefunden habe, auch dort oben besser und glücklicher zu sein.

Und nun, meine Kinder und Freunde! empfanget mein letztes Lebewohl; und gedenkt meiner, wann ich nicht mehr unter euch bin, mit Liebe, Wohlwollen und Nachsicht! —

Bekanntlich gehört es zu den sonderbaren Eigenschaften des Menschengeschlechts, sein Dasein auch über die Grenzen der Natur verlängern zu wollen, und so wie der Mensch durch Nachruhm sein Andenken fortzupflanzen strebt, so thut es ihm gütlich, durch seine Vorfahren eine Art von Dasein vor dem Anfange des seinigen zu erlangen. Daher wird auch euch, meine Kinder, einige Nachricht von euern Vorfahren lieb sein. Ob jener Baczko, der im dreizehnten Jahrhundert Domherr zu Posen war und als Polnischer Geschichtschreiber bekannt ist*), zu unsern Vorfahren gehörte, läßt sich wenigstens aus der völlig gleichen Schreibart seines Namens mit dem unsrigen muthmaßen, besonders da unsere Vorfahren nicht ursprüngliche Ungarn sind. Denn Michael von Baczko, der erste, von dem ich etwas Sicheres weiß, erhielt erst, da er von der Partei des Ragoczy zu der kaiserlichen übertrat, im Jahr 1699 vom Kaiser Leopold das Ungarische Indigenat. Er muß ein nicht unwichtiger Mann gewesen sein, denn ich habe noch Zeugnisse in Händen, wodurch ihn der

*) Siehe Jöcher's Gelehrten-Lexicon, Ausgabe 1750. B. 1. S. 701.

Feldmarschall Heister der Gnade und Belohnung des Kaisers würdig erklärte. Er besaß die Güter Igor und Datt, und kommt als Vicecomes Moschoniensis, (Vicegespann der Grafschaft Wiesenburg) im Tripartito regni Hungariae mit unter den Commissarien vor, die der Kaiser nach der Beruhigung Ungarns dazu ernannte, die Angelegenheiten des Landes in Ordnung zu bringen. Von seinen drei Söhnen wurde der älteste, Anton, Aufseher einiger beträchtlichen Güter, die damals der Herzog von Modena in Croatien besaß; und ein Sohn von ihm lebte noch vor 29 Jahren zu Czernowitz in der Bukowina, wo er einen nicht unbedeutenden Posten im Finanzfache verwaltete. Antons zweiter Bruder, Karl, fand als Lieutenant unter der Ungarischen Infanterie den Tod auf dem Schlachtfelde bei Molwitz, der dritte Bruder, Adolph, wurde zum Rechtsgelehrten bestimmt.

Es war damals Sitte, daß man in Ungarn zuerst als Advocat auftrat und, um sich selbst zu diesem Fache zu bilden, einige Jahre im Hause eines berühmten Advocaten hinbrachte. Mein Vater hielt sich daher damals bei einem berühmten Advocaten Namens Gessenack zu Preßburg auf, der zugleich die Gerichtsbarkeit auf den Gütern der gräflichen Familie von Palfi verwaltete. Schon in seiner Ju-

gend hatte mein Vater einige Bekanntschaf
in dieser gräflichen Familie erhalten. Si
wurde jetzt mit dem jungen Grafen Palfi er
neuert, und hatte für meinen Vater die gün
stigsten Folgen; denn er entsagte aus Anhäng
lichkeit für den Soldatenstand der Rechtswi
senschaft, diente nun seit dem Jahre 1737 ge
gen die Türken, und Graf Rudolph Palfi, de
in seinem acht und zwanzigsten Jahre Inh
ber eines Regiments war, fand ihn, der da
mals Cornet war, zufällig bei einem ander
Regimente, machte ihn zu seinem Adjudante
und so that er nach Karl des sechsten Tod
zwei Feldzüge in Baiern. Jetzt vermählte si
Graf Palfi mit einer Tochter des nachherige
Fürsten von Kaunitz, nahm einen langen U
laub, und mein Vater begleitete ihn auf sei
Güter nach Ungarn.

Bald fühlte er dort Langeweile, und da
ein Vermögen von einigen hundert Dukaten b
saß, so fiel ihm der Gedanke ein, auf Reis
zu gehen. Noch wüthete der Krieg. Als beu
laubter kaiserlicher Offizier konnte er nicht vo
Feinde besetzte Gegenden durchreisen. Gr
Palfi billigte daher seinen Entschluß, seine En
lassung aus den kaiserlichen Kriegsdiensten
fordern, und versprach ihm, wenn er nach Ja
resfrist zurückkehren würde, für seine Wiede
anstellung zu sorgen. Mein Vater durchreise

jetzt das südliche Deutschland, Frankreich, Belgien, und die vereinigten Niederlande, und ging, da Friedrichs Ruf damals allgemein ertönte, hierdurch angelockt von Wesel nach Hamburg, von da nach Berlin, in der Absicht nach einigen Wochen durch Sachsen in die Oestreichschen Staaten zurück zu kehren. Er hörte eines Tages zu Berlin, das Husaren-Regiment von Ziethen würde zu Fuß exerciren. Dieses war für einen Ungarischen Husaren etwas Unerhörtes. Er war aus Neugier als Zuschauer dabei gegenwärtig gewesen, und stand, indem er zurückkehrte, neben dem Denkmale des großen Kurfürsten, als ihm gesagt wurde, daß sich der König nahe. Er blieb stehen, weil er ihn noch nie so nahe gesehen hatte. Obgleich mein Vater keine ansehnliche Größe besaß, war er doch ein sehr wohlgebildeter Mann, mit einem feurigen Auge und einer sehr ausdruksvollen Physiognomie; vielleicht daß diese oder die fremde Uniform dem Könige auffiel; denn er hielt einen Augenblick still, und fragte: wer er wäre? Ein Oestreichischer Offizier, entgegnete mein Vater. — „Der desertirt ist und Dienste sucht'?" fuhr der König fort. Ein kaltes Nein mit einem gerade nicht freundlichen Blick war die Antwort. „Folge er aufs Schloß", befahl der König, und mein Vater gehorchte.

Friedrich der Große, dem wahrscheinlich die Aeußerung des Unwillens nicht mißfallen hatte,

sagte, indem er vom Pferde stieg, „er ist also desertirt?“ — Nein antwortete mein Vater, dies thut kein ehrlicher Mann; hier ist mein Abschied, indem er ihn dem Könige überreichte. „Gut“ sagte dieser, indem er den Abschied in der Hand behielt, „er meldet sich bei dem Obersten von Borke.“ Mein Vater wurde überrascht; er besaß noch jugendlichen Leichtsinn, ahnte vielleicht ein unerwartetes Glück, welches mancher seiner Landsleute in Preußischen Kriegsdiensten gemacht hatte, und ging daher zum Obersten von Borke, der ihn nach Köpenick sandte. Hier sollten zwei neue Husaren-Regimenter errichtet werden; weil mein Vater aber dabei noch gar keine Beschäftigung hatte, schrieb er an den König: er wäre von Jugend an zur Thätigkeit und Arbeit gewöhnt, und bäte daher, ihn da anzustellen, wo er dies beweisen könne. Die lakonische Bitte mißfiel vielleicht nicht ganz, wenigstens wurde er durch einen Brief des Generals von Winterfeldt nach Potsdam beschieden. Der König war in Sanssouci; mein Vater wollte Schloß und Garten, so viel es möglich war, besehen. Der König, den Winterfeld und mehrere Offiziere begleiteten, ging gerade im Garten umher. Er sah meinen Vater, der unentschlossen am Eingange stand, und winkte ihm näher zu treten. — „Er ist ein unruhiger Mensch,“ war die Anrede des Königs. —

Ja, antwortete mein Vater, denn so lange ich Soldat bin, stand ich beständig im Felde. „Ich werde ihn nach Preußen schicken," sagte der König, „kennt er das Land?" — Nein! war die Antwort. „Es wächst darin kein Wein wie in Ungarn, aber Kartoffeln. Er kommt an das schwarze Husaren-Regiment." — Verzeihen Ew. Königl. Majestät, fiel mein Vater hier ein, der, mit verschiedenen Offizieren des Regiments von Ziethen bekannt geworden war, in Berlin zu bleiben gewünscht und gehofft hatte, und dieses gegen den König zu äußern im Begriff stand. Er besann sich, daß er eine Unbesonnenheit sagen wollte, und schwieg. „Nun" — sagte der König, und sah ihm scharf ins Auge. Winterfeld gab ihm einen bedeutenden Blick, weiter fortzufahren. Ich wurde, sagte daher mein Vater, von Jesuiten erzogen, die mir viel saure Tage machten. Sie trugen eine schwarze Uniform, und gegen diese habe ich daher einen Widerwillen; auch giebt es bei den kaiserlichen Husaren, bei denen ich Lieutenant war, keine Seconde-Lieutenants „Er geht nach Preußen," antwortete der König, dem dieß zu mißfallen schien, wandte sich von ihm und ging weiter.

Winterfeld gab meinem Vater am folgenden Tage einen Brief an den Oberst-Lieu-

tenant Arner, der damals Commandeur des schwarzen Husarenregiments und meinem Vater genau bekannt war; denn Arner war, gemäß kriegsrechtlichem Urtheil, als Rittmeister aus Oestreichschen Diensten entlassen. Auch Arner erinnerte sich seiner, betrachtete ihn mit Unwillen, und übergab ihm ein Patent, wodurch er der jüngste Seconde-Lieutenant wurde. Dieses schien ihm unerträglich. Er schrieb sogleich an den König, und bat um seine Entlassung, denn er wäre durch dieses Patent degradirt worden. Der König befahl, ihn auf vierzehn Tage in Arrest zu setzen, und ihm unter Androhung königlicher Ungnade das fernere Schreiben zu untersagen.

Mein Vater betrug sich jetzt ruhig; stellte sich aber in allem, was dem Dienst betraf, äußerst unwissend; machte Arners Begebenheit bei der Oestreichschen Armee bekannt, und hoffte daß dieser nun seine Entlassung bewirken würde. Er glaubte dieses selbst noch durch irgend einen Exceß zu befördern. Es entstand zu Johannisburg, wo er in Garnison war, eine Feuersbrunst; man trieb einige Leute mit Schlägen zu den Spritzen. Mein Vater zog seinen Säbel und gab jedem, den er reichen konnte, einen Schlag. Hierunter waren ein paar angesehene Bürger. Sie wurden klagbar. Arner ergriff diese Ge-

legenheit, und schrieb an den König: mein Vater wäre ein völlig unbrauchbarer und unruhiger Mann; erhielt aber die sonderbare Antwort: er sollte ihn in Ordnung bringen, denn oft schlügen dergleichen junge Leute noch recht gut ein. Wahrscheinlich hatte Friedrichs Scharfblick, wenn gleich mein Vater ein unbedeutender Offizier war, seine Absicht, wieder aus dem Preußischen Dienst zu gehen, durchschaut. Der damalige Adjudant von Tiesenhausen, ein gebildeter junger Mann, gab dem letztern hievon einen Wink, und rieth ihm auf seiner Hut zu sein, weil Oberst-Lieutenant Arner, der ihn hasse, jetzt keine Gelegenheit, ihm wehe zu thun, unbenutzt lassen würde, und ihn vielleicht in die Festung bringen könnte.

Jetzt machten zwei Männer, die mein Vater im Oestreichschen Dienst, wo sie Rittmeister waren, persönlich genau gekannt hatte, ein schnelles Glück: von Werner und von Ruesch. Beide wurden in Kurzem zu Preußischen Obersten befördert, und erhielten Regimenter; der letzte das schwarze Husaren-Regiment. Von ihm wurde mein Vater als ein alter Bekannter mit vieler Güte behandelt. So sehr dieser auch die beiden verdienstvollen Männer achtete und sich ihres Glückes freute, so schmerzlich war es ihm auf der andern Seite,

daß wieder ein paar andere Männer, die aus Oestreichschem Dienste als Unteroffiziere entwichen, jetzt bei dem nämlichen Regimente als ältere Offiziere seine Vorgesetzten waren. Ruesch richtete ihn auf.

Dieser Mann, dem viele Fehler seines Zeitalters und seiner Erziehung anklebten, hatte von der Natur einen gewißen militärischen Scharfblick, viel Muth, seltene Entschlossenheit und Geistesgegenwart erhalten. Bekannt ist jener große Zug von Geistesgegenwart, den Archenholz von ihm erzählt, wie er nämlich allein, ohne Aussicht zu einiger Hülfe, aus der Citadelle zu Neapel, wo man die Pforte hinter ihm zugeschlossen hatte, durch einen dunklen Gang in die Stadt ging, und am Ende dieses Ganges zwei Banditen mit Terzerolen auf sich lauern sah, sich schnell bückte, hiedurch dem Schusse entging, einen Banditen, der noch nicht geschossen hatte, mit der linken Hand am Fuß ergriff, zur Erde stürzte, auf dessen rechte Hand trat, und mit dem Säbel, den er in diesem Augenblicke mit der rechten Hand zog, dem zweiten Banditen, ehe dieser ihm einen Dolchstoß geben konnte, einen Hieb über den Kopf versetzte, hiedurch zur Flucht brachte und den Niedergeworfenen verhaftete. Dieser seltene, entschlossene Mann war einer von denjenigen

durch welche die Preußischen Husaren gebildet wurden. Er war mit den kleinen Details des Preußischen Dienstes unbekannt, strebte aber diesen Abgang zu ersetzen; forderte meinen Vater unaufhörlich auf, ein Gleiches zu thun; reizte ihn zu Hoffnungen, daß sich auch sein Schicksal wenden könne, und mein Vater suchte nun dieses bessern Schicksals würdig zu sein, als der zweite Schlesische Krieg ausbrach.

Es herrschte damals unter den Husaren ein eigner Ton, und es gab unter ihnen wenig gebildete Offiziere. Mein Vater sprach die Lateinische Sprache mit großer Fertigkeit, hatte die mehresten alten Classiker mit Nutzen gelesen, und konnte noch im hohen Alter vorzügliche Stellen daraus auswendig. Sein starkes Gedächtniß hatte es ihm erleichtert, die Sprachen derjenigen Länder zu erlernen, worin er im Quartier gelegen hatte, und daher konnte er sich in der Italienischen, Bosnischen, Kroatischen und Wlachischen Sprache fertig ausdrücken. Das Französische sprach er nur mangelhaft; und wenn er Deutsch sprach, so hörte man wohl, daß er ein Ausländer war; doch war er, sich mündlich und schriftlich gut auszudrücken im Stande; hatte auch einige Kenntniß von der Erdbeschreibung und Geschichte. Er glänzte hiedurch unter

sei-

seinen Kameraden, und erhielt dadurch wieder die Gelegenheit, einst vor den König zu kommen.

Dieser hatte nämlich die Nachricht erhalten, daß in dem Schlosse eines Sächsischen Generals, dessen Namen mir entfallen ist, sich gezeichnete Karten von Sachsen und einigen benachbarten Böhmischen Kreisen befänden. Herumschweifende Haufen von Oestreichern machten den Ort unsicher. Es wurde also ein Offizier mit einem Commando hingeschickt, um diese Karten abzuholen. Der Amtmann empfing den Offizier sehr freundlich, bewirthete ihn gut und gab ihm einen gewöhnlichen Nürnberger Atlaß, welchen dieser nun wieder dem Könige überbrachte, der darüber sehr unwillig wurde. Winterfeld schrieb an Ruesch: er soll ein neues Commando und einen gebildeten Offizier in das Hauptquartier schicken, wo er instruirt werden solle. Die Wahl traf meinen Vater, welcher sich bei Winterfeldt meldete, der ihn zum Könige sandte. Friedrich schien mißmuthig, maß meinen Vater mit einem Blick, und that die Frage: „Was ist er für ein Landsmann?“ — Ein Ungar. „Ist er auch so ein dummer Teufel wie der Lieutenant — — ?“ Mein Vater schwieg. „Kennt er Karten?“ fragte der König. Dies wurde bejaht. „Nicht

Spielkarten," fiel der König heftig ein, „Landkarten meine ich" — Auch diese kenne ich, antwortete mein Vater. — „Tret er näher," rief der König. Er rollte einige Karten auf, die auf einem benachbarten Tische lagen. „Sieht er," sagte der König, „das ist eine gewöhnliche Landkarte, und dies ist ein gezeichneter Plan. Solche Karten, wie diese letzte, muß er mir bringen; versteht er mich? oder der Teufel soll ihm auf den Kopf fahren."

Mein Vater, auf diese Weise abgefertigt, gelangte auf das ihm angezeigte Schloß. Es war um Mittagszeit; der Amtmann und seine Frau, ein Paar junge wohlgebildete und artige Leute, versicherten meinem Vater, daß keine Karten auf dem Schlosse wären, und luden ihn freundlich zu Tische. Er nahm die Einladung an, erfuhr nun, daß sie erst seit ein paar Monaten verheirathet wären; erzählte ihnen dagegen, wie sein Kamerade wegen des Nürnberger Atlasses bald unglücklich geworden sei, und bat sie, ihm die Karten herauszugeben. Er las aus den Blicken der Frau, daß sie durch seine Vorstellungen gerührt wurde, aber der Mann blieb hartnäckig dabei, daß er keine Karten habe. Gut, sagte mein Vater, so kommen alle Folgen auf Sie, nicht auf mich. Er rief ein paar Husaren mit grimmigen Ge-

sichtern und großen Knebelbärten, und befahl ihnen, daß sie aus dem benachbarten Garten einige Ruthen bringen sollten. Sie werden mich doch nicht mißhandeln? fragte der Amtmann bestürzt. — Nicht Sie, sondern, so nahe es mir geht, Ihre arme Frau. — Und wenn diese gepeinigt wird und doch nichts zu bekennen weiß? — denn muß ich, so lautet meine Instruction Ihre Frau in das Hauptquartier bringen, weil man dort eher eine Frau, als einen hartnäckigen Mann zum Geständniß zu zwingen hofft. Die Frau erblaßte. Um Gottes willen, sagte sie, gieb die Karten. Der Mann ging, brachte sie, und warf sie unwillig auf den Tisch. Aber, sagte er, was konnte Sie, mein Herr, was konnte Ihren König zu Grausamkeiten berechtigen? — Nichts, erwiederte mein Vater, ich war dazu auch nicht instruirt und versichere Ihnen, daß ich sie mir auf keine Weise erlaubt haben würde; aber hätte ich die Karten nicht gebracht, so wäre meine Aussicht auf Glück im Preußischen Dienste dahin, und es frägt sich, ob nicht ein Dritter mit dem Auftrage, Sie zu mißhandeln, abgesandt wäre. Die Blicke Ihrer Frau über Tische bestärkten mich, daß die Karten hier wirklich wären. Ich sah Ihre wechselseitige Zärtlichkeit und folgerte, daß ich durch vorgespiegelte Grausamkeit gegen Ihre Frau am

ersten meinen Zweck erreichen würde. Sie selbst werden mir den Ihnen verursachten Schrecken verzeihen, wenn Sie überlegen, daß mich Rücksicht auf mein ganzes Glück dazu zwang, und daß ich Ihnen dadurch vielleicht wirkliche Mißhandlung erspart habe. Die beiden Eheleute und mein Vater schieden in der That versöhnt auseinander. Er brachte die Karten, und wurde damit in das Zimmer des Königs geschickt. Dieser wickelte sie eilfertig auseinander. Es sind die rechten, sagte er. Habe ich ihn nicht, fuhr er fort, vor ein paar Jahren nach Preußen geschickt? — Ja, antwortete mein Vater, als den jüngsten Seconde-Lieutenant. — Er kann gehen, erwiederte der König. Mein Vater, der hier vielleicht schon ein Glück zu erhaschen geträumt hatte, kehrte an das Regiment zurück. Doch war er hiedurch dem General von Winterfeldt bekannt geworden.

Dieser wünschte einst sichere Nachrichten von einem jenseit der Elbe marschierenden Corps. Mein Vater ward mit 30 Pferden durch eine Furth über den Fluß gesandt. Er verbarg sich des Tages über in einem Walde, in der Nacht streifte er umher. Es gelang ihm ein paar Oestreichsche Marodeurs zu Gefangenen zu machen. Von ihnen erhielt er einige Nachricht; hierunter auch die, daß mehrere be-

nachbarte Dörfer unbesetzt waren. Hier fiel er unerwartet ein, fand bei den Schulzen Oestreichsche Fourage-Ausschreibungen, erfuhr, mit welchen Truppen die benachbarten Dörfer belegt waren, und zog sich zurück. Allein er war bemerkt, die Furth besetzt worden. Es blieb ihm nichts übrig, als in einer Gegend, wo die Elbe flache Ufer hatte, den Fluß zu durchschwimmen. Dies gelang. Winterfeld war mit seinem Bericht zufrieden, und wurde ihm in der Folge geneigter; besonders da mein Vater, der mit 60 Mann zum Recognosciren kommandirt war, ein paar Tage nach der Schlacht bei Kesselsdorf unerwartet in einem Walde auf einen versprengten feindlichen Haufen stieß. Es waren einige Pulver-, Bagage-Wagen, und Kanonen, die von wenigen Truppen begleitet wurden. Er wagte den Angriff, ohne zu wissen, wen er vor sich habe. Die Feinde überfiel ein panischer Schrecken, sie flohen; mein Vater eilte ihnen nicht nach, sondern bemächtigte sich bloß der letzten im Stiche gelaßenen Wagen und Kanonen. Die Sache erhielt Beifall, ob sie gleich mein Vater mehr für eine Folge des Glücks und des Zufalls, als für eine ausgezeichnete That hielt. Es ist wahrscheinlich, daß Winterfeldt ihn dem Könige empfahl; dieser aber darauf keine Rücksicht nahm. Denn er wurde in seiner Reihe

Premier-Lieutenant, und fiel jetzt auf den Entschluß sich zu verheirathen.

Die Vorfahren meiner Mutter waren aus Brabant, wo sie du Lon hießen. Ein Seidenweber dieses Namens kam im siebzehnten Jahrhundert nach Preußen, und wurde, weil er hier sein Gewerbe nicht fortsetzen konnte, Kaufmann. Seine Söhne trieben auch die Kaufmannschaft. Es war damals in Preußen ein Geschlecht, das sich Dullo nannte, und bald wurde es gewöhnlich, diese eingewanderten Brabanter Dulon zu nennen. Zuletzt ließ man das n weg, und nannte sie Dulo, und nun schrieb sich mancher selbst auf diese Weise, oder gleich den ältern Preußen Dullo. So erzählte es mir wenigstens der Bruder meines Großvaters, der Stadtrath in Königsberg war. Der Mann war gerade im Jahr 1700 geboren und Friedrich Wilhelm der Erste hatte sich seiner bedient, um durch ihn aus den Niederlanden, Belgien und Frankreich Fabrikanten nach Preußen zu ziehen. Zur Belohnung dafür war er zu seinem Amte befördert worden. Er hatte vielfache Kenntniße, aber auch jene possierliche und steife Galanterie, die man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts aus Frankreich holte; ließ sich selbst in mancherlei Projecte in Betreff des Fabrikenwesens ein und war ein

Freund vom Bauen. Einen großen Theil des neuen Marktes zu Königsberg hatte er mit Häusern besetzt, auch die erste Holländische Windmühle zu Königsberg angelegt, gerieth aber durch mancherlei Unternehmungen im hohen Alter in Armuth. Er, ein Freund der Preußischen Geschichte, reizte mich während meiner akademischen Jahre sie zu studiren; theilte mir selbst so manches aus der Periode mit, die er durchlebt hatte. So war zum Beispiel sein Vater Augenzeuge von allen den Festlichkeiten, die zu Königsberg vorfielen, als Peter der Große es besuchte. Er wußte daher eine Menge kleiner Anekdoten hierunter auch diese, daß Friedrich einst nach einem Balle Petern fragte; was ihm an seinem Hofe und in Preußen am besten gefallen habe? Wirst du nicht zürnen? fragte Peter durch seinen Dollmetscher. Nein, erwiederte der Churfürst. Nun, fiel Peter lebhaft ein, was könnte denn einem Menschen noch besser in Preußen gefallen, als Deine Frau! Ich habe mich dieser Anekdote, die ich von mehreren Greisen hörte, mit etwas gemildertem Colorit, zu dem Gedichte bedient, welches damals, als Kaiser Alexander und Friedrich Wilhelm der Dritte in Memel zusammen kamen, der Königin von Preußen durch Madame Tarrach überreicht wurde. Einige Züge aus der Geschichte Friedrich Wilhelm

des Ersten, die ich von ihm als einem unpartheiischen Augenzeugen habe, sind, da ich sie bewährt fand, im sechsten Bande meiner Geschichte Preussens enthalten.

Mein Großvater, der jünger war, legte sich auf Oekonomie, pachtete das Domainen-Amt Grünwaitschen, erwarb sich einiges Vermögen, zog nach Goldap, wurde dort Bürgermeister, und hinterließ meine Mutter und zwei Brüder. Die beiden letzten starben; meine Mutter blieb als ein Kind von ungefähr 9 Jahren verwaiset zurück. Verwandte, die es nicht gut mit ihr meinten, wurden ihre Vormünder; behandelten sie mit Härte und verheimlichten ihr, daß sie Vermögen besaß. So erwuchs sie bis ins vierzehnte Jahr, da kehrte ein entfernter Verwandter, der Deutschmann hieß, nach Preußen zurück. Er hatte Theologie studirt und war einige Jahre lang Erzieher des nachherigen Russischkaiserlichen Generals Freiherrn von Lieven. Dieser Deutschmann wurde jetzt Bürgermeister in Goldap. Da er seine Hochzeit feierte, so bewegte er nur mit vieler Mühe den einige Meilen davon entfernten Vormund, daß er es meiner Mutter gestattete, dem Hochzeitsfeste beizuwohnen, behielt sie, da er ihre Leiden kannte, in seinem Hause; machte die Gerichte auf den Vormund aufmerksam, und erhielt dadurch das Vermögen meiner Mut-

ter. Dies war für die damalige Zeit nicht unbeträchtlich. Ihr Aeußeres war vortheilhaft, übrigens war sie ganz Tochter der Natur. Sie hatte ein sanftes Herz; war durch Leiden früh daran gewöhnt, Trost in der Religion zu suchen, besaß einigen Hang zur Schwermuth, fand Freude im Wohlthun, selbst wenn es mit eigener Aufopferung geschah, war äußerst arbeitsam, eine thätige Hausfrau und hatte viel gesunden Menschenverstand. Ihre Cultur war nicht durch Erziehung, sondern durch Umgang erworben und für ihren Mann, für ihre Kinder war sie alles zu dulden bereit.

Deutschmann war ein gebildeter Mann, er und mein Vater wurden Freunde, und weil er meine Mutter wie seine Tochter liebte, so sah er es gern, daß sie und mein Vater für einander Neigung hegten. Aber General Ruesch war dieser Verbindung entgegen, weil er meinen Vater mit einer Verwandten seiner eigenen Gemahlin zu verheirathen wünschte. Er hoffte die heftige Leidenschaft meines Vaters würde sich bald legen; schlug es daher nicht ab, um die königliche Genehmigung zu schreiben, unterließ es jedoch. Mein Vater, einige Monate hingehalten, gerieth in den äußersten Unwillen; schrieb selbst an den König und an den General Winterfeldt, bat den ersten um

den Consens, und den letzten sein Gesuch zu unterstützen. Der König befahl dem General Ruesch, meinen Vater auf einige Wochen in Arrest zu setzen; aber nach ein paar Posttagen erfolgte der Consens, und ein Brief vom General Winterfeldt an meinen Vater. Der Brief war in einem sehr ernsten Tone. Sie erhalten, sagte Winterfeldt, die königliche Erlaubniß zur Heirath; aber ich bin nicht im Stande, jede Ihrer Unbesonnenheiten wieder gut zu machen. Doch am Schlusse tröstete eine Nachschrift von Winterfeldts eigener Hand, der die Leute, denen er gut war, Du zu nennen pflegte. Du schreibst, (hieß es darin,) Deine Braut habe Vermögen; aber alle Gefangene sind arm, und alle Freier reich. Es erfolgt inliegend eine Anweisung auf 125 Thaler, ein Quartal meiner Amts-Hauptmannschaft. Es ist ein geringer Ersatz für die Pferde der von Dir erbeuteten Kanonen. — Zum Verständniß dieser Stelle muß ich anführen, daß Winterfeldt meinen Vater ersuchte, die Pferde an den von ihm erbeuteten Kanonen zu lassen, und ihm dafür einen Ersatz auszuwirken zugesagt hatte, der aber bis dahin nicht erfolgt war.

Mein Vater war eine kurze Zeit verheirathet, als ihm ein besonderer Auftrag zu

Theil ward. Die Preußischen Offiziere, die nach Remonte commandirt wurden, gingen damals nur bis an den Dniester und kauften die Pferde von Türken nnd Juden, die ihnen solche über den Fluß ins Polnische Gebiet zuführten. General Ruesch machte dem Könige den Vorschlag, die Pferde aus dem Türkischen Gebiet selbst durch Offiziere aufkaufen, und durch diese die Gestüte bereisen, dieses Geschäft aber zuerst durch meinen Vater, weil dieser Bosnisch und Wlachisch spräche, und durch den Lieutenant von Mirow, der während eines langen Aufenthalts zu Constantinopel und Rodosto die Türkische Sprache erlernt hatte, versuchen zu lassen. Beiden sollte zur Pflicht gemacht werden, einen so großen Theil des Türkischen Gebiets als möglich zu durchreisen; und es wurde ihnen daher aufgetragen, 550 Pferde, nicht bloß für ihr Regiment, sondern auch für zwei andere Husaren-Regimenter zu kaufen. Der Pascha von Chotschin war mit dem Namen Preußen noch so unbekannt, daß er die beiden Offiziere fragte: ob dieses nicht eben so viel als Brandenburger wäre? und da sie dies bejaht hatten, fügte er hinzu, er habe erfahren, daß ihr König die Deutschen geschlagen hätte. Er gab ihnen einen Paß und zwei Janitscharen zu Begleitern bei ihrer Reise. Mein Vater und Mirow trennten sich, der Erste durch-

reisete die Moldau, einen Theil der Wallachei und Bessarabiens. Eine Anecdote, die ich oft aus dem Munde meines Vaters hörte, scheint mir hier, obgleich Friedrich der Große keinen neuen Ruhm bedarf, der Aufbehaltung nicht unwürdig zu sein. Mein Vater befand sich zu Boteschany als ein Bojar, Namens Alistar, mit einem beträchtlichen Trupp Arnauten zu ihm kam und nicht nur für die gekauften Pferde die er bei sich hatte, sondern auch von allen, die bereits über die Grenze gesandt waren, den Vakarit, eine Abgabe, forderte, die der Fürst der Moldau, wenn der erste Schnee gefallen war, und man folglich den Heerden an den Fußtapfen nachspüren konnte, durch besondere Abgeordnete, für Pferde und Rindvieh einziehen ließ. Mein Vater erklärte: daß dies eine Abgabe für die Eingebornen, er aber als ein Kaufmann zu betrachten wäre, der bei der Ausfuhr seinen Zoll entrichte. Alistar nahm darauf keine Rücksicht, sondern befahl seinen Arnauten: daß sie sich der von meinem Vater gekauften Pferde bemächtigen sollten. Sich der Gewalt zu widersetzen fand mein Vater bedenklich, und der Janitschar, den ihm der Pascha von Chotschin mitgegeben hatte, erklärte: daß er hier den Bojaren nicht hindern könne, weil dieser nur eine dem Fürsten gebührende Abgabe fordere. Diese For-

derung war beträchtlich, mein Vater zauderte daher nachzugeben. Da trat ein reicher Jude Namens Markel in das Zimmer, bezeugte seine Theilnahme und erklärte: daß nur eine Reise zu dem Fürsten nach Jassy helfen könne, wobei er sich meinen Vater, der es sich durchaus nicht merken lassen sollte: daß er die Wlachische Sprache verstände, als Dolmetscher zu begleiten erbot. Markel führte ihn in Jassy zuerst zu dem Günstlinge des Fürsten, einem ehemaligen Französischen Hauptmann, der aus Constantinopel mit nach Jassy gekommen war. Sie wurden von diesem kalt empfangen, doch bewirkte er ihnen am folgenden Tage Gehör bei dem Fürsten. Sie warteten eine Zeitlang im Vorzimmer, worin sich keine andere Meubeln, als einige schlechte, aber bunt angestrichene hölzerne Kasten befanden, welche den Klienten, wenn sie des Stehens müde waren, zu Sitzen dienten. Zwei Thürsteher standen vor den Flügelthüren, die zu den Gemächern des Fürsten führten, horchten zuweilen daran und gaben endlich den Anwesenden ein Zeichen: daß der Fürst komme. Beide Flügelthüren wurden aufgerissen, mein Vater näherte sich und Markel nahm das Wort. „Ich, sagte er, und mehrere deiner Unterthanen, besuchen das Land des Königs von Preußen, für welchen dieser Offizier Pferde kauft, wir bringen nach

Breslau und Frankfurt Vieh, Saffian, baumwollenes gefärbtes Garn, rohe Baumwolle und Seide, Teppiche, Datteln und ähnliche Früchte, und dafür größtentheils baares Geld zurück, oder Waaren die dir und deinem Lande nützlich sind. Wir zahlen dort nur die Abgaben des Kaufmanns, nicht die des Unterthans. Von diesem Offizier aber, der für eine Menge von Ducaten Pferde gekauft und davon beträchtlichen Zoll entrichtet hat, fordert Alistar den Vakarit, den doch nicht Kaufleute, sondern nur deine Unterthanen zahlen. Er hat ihm, da er solchen nicht gleich erlegte, 11 Pferde weggenommen, ich bitte dich: ihm diese wiedergeben zu lassen, denn sonst werden deine Unterthanen auch im Preußischen Staat, höhere Abgaben erlegen müssen, und diese Preußen werden künftig ihre Pferde nicht mehr aus der Moldau, sondern von den Tataren kaufen." Der Fürst fand diese Vorstellung so begründet: daß er sofort meinem Vater, einen Befehl an Alistar ausfertigen ließ, wodurch dieser die Pferde zurückzugeben verpflichtet wurde.

Nach der Rückkehr war mein Vater in Verlegenheit, wie er dem braven Markel diesen Dienst lohnen sollte. Offen sagte er ihm: er könne das Opfer, welches er ihm durch diese Reise und die Versäumniß an seinen

Geschäften gebracht hätte, nicht schätzen, bäte ihn daher selbst zu bestimmen: was er ihm schuldig sey. „Nichts, sagte Markel, ich war Ihrem Könige diesen Beweis der Dankbarkeit schüldig, denn vor einigen Jahren ließ ich eine beträchtliche Heerde Ochsen nach Schlesien treiben; ein Gutsbesitzer, von dem ich erfuhr, daß es ein wohlhabender Mann wäre, erbot sich: sie mir insgesammt abzukaufen, wenn ich, der ich auf die Messe nach Frankfurt reiste, ihm bis zu meiner Rückkehr Credit geben wollte. Ich ging dies ein, aber nach meiner Rückkehr verweigerte er mir die Zahlung unter dem Vorwande: daß mein Vieh mit der Seuche behaftet gewesen wäre, daher ihm noch seine eigene Heerde verpestet hätte, und zugleich mit dieser umgekommen sei. Zufällig gerieth ich an einen Advocaten, dieser zog Nachrichten ein, und gab mir den Rath: nach Potsdam zu reisen, um dem Könige ein Memorial, welches er mir aufsetzte, zu überreichen. Ich that dies auf der Parade zu Potsdam und erhielt vom Könige am folgenden Tage ein Schreiben an den Minister von Münchow nach Breslau. Dieser ließ meine Sache schleunig untersuchen, ich mußte selbst die Kosten meiner Reise und der Versäumniß angeben, erhielt alles in Dukaten bezahlt und erfuhr: der König habe dem Minister befohlen mir, wenn

die Angabe meines Gegners als falsch erwiesen wäre, meine Forderung von diesem einzuziehen, damit ich aber, wenn Solches nicht augenblicklich geschehen könne, nicht aufgehalten würde aus der Königlichen Casse vorzuschießen. Da nun mir, einem fremden Juden, von Ihrem gerechten Könige eine solche Hülfe geleistet wurde, so freue ich mich: gegen einen seiner Unterthanen, dem man Unrecht thun wollte, meine Dankbarkeit beweisen zu können."

So wurde diese edle Handlung Friedrich des Großen seinen Unterthanen vergolten, und so lange die Preußischen Offiziere ihre Remonte aus der Moldau holten, war ihnen die, durch den redlichen Markel bewirkte Befreiung von der Abgabe des Vakarit von nicht geringem Vortheil. Mein Vater, der dieß zuerst genoß, stand so wie Lieutenant Mirow unter dem Commando des Rittmeister Hoppe. Dieser blieb an der Polnischen Grenze, nahm die Pferde in Empfang, die sie ihm zusandten, leistete Zahlung oder sandte ihnen Geld.

Mein Vater, der wegen der gekauften Pferde allgemeinen Beifall erhielt, wurde damals, 1750, ungefähr 14 Tage vor der königlichen Revüe, Staabsrittmeister. Ruesch besaß die größte Gnade des Königs; aber dies

erzeug-

erzeugte auch Neid, und einer seiner wichtigsten Feinde war General Schorlemmer, ein Mann, der sich in der Manövrirkunst auszeichnete, und dem Friedrich der Große bei den Cavallerie-Revüen in Preußen, wenn auch nicht völlig in der Qualität der spätern General-Inspecteurs, aber doch eine Art von Aufsicht anvertraute. Schorlemmer sagte häufig: das Regiment von Ruesch sei schön an Menschen und Pferden, aber ohne Leben und Thätigkeit. Ruesch ahnete hievon manchen Nachtheil. Mein Vater stimmte mit ihm darin überein, und der Zufall führte ihn auf eine Entdeckung. Er besuchte einen seiner Freunde im Regiment von Schorlemmer, welches im nämlichen Lager stand; bemerkte, ob es gleich schon kurz vor dem Zapfenstreiche war, daß verschiedene nach hinten stehende Pferde gesattelt, die Dragoner und Offiziere durchgängig angekleidet waren. Er schöpfte Argwohn. General Ruesch war im Hauptquartier; aber mein Vater gab dem Commandeur des Regiments, Oberst-Lieutenant Viepach, von seinem Argwohn Nachricht. Auch die Husaren mußten sich jetzt ankleiden, und die Pferde satteln. Was sie erwartet hatten, geschah. Der König kam, von einigen Generalen begleitet, ins Lager, und ließ bei den Dragonern, die damals Tambours hatten, Lärm trommeln. Die Husaren von Ruesch

rückten bei den angezeigten Umständen sehr schnell aus. Mein Vater der die Leib-Eskadron kommandirte, stand auf dem rechten Flügel, Sucht, rief er den Husaren zu, nicht euren Nebenmann, sondern schließt schnell aneinander. Schorlemmer sagte zu einem neben ihm reitenden General, aber so, daß es der König hören konnte, pêle, mêle, ohne alle Ordnung. Der König, der dies hörte und den es verdroß, sagte zu Winterfeldt: sehe er einmal die Husaren. Es herrscht bei ihnen eine vortrefliche Activität.

Am Nachmittage des folgenden Tages sollte ein kleines Maneuvre ausgeführt werden. Ein Major Strozzi aus Oestreichschen Diensten, war im Gefolge des Königs. Er sollte eine Fouragirung mit 300 Pferden decken, und Oberst-Lieutenant Viepach mit 300 Pferden vom Regiment von Ruesch, diese Fouragirung angreifen. Einige Dragoner, die unberitten waren, sollten beim Haufen des Strozzi, und einige Husaren, gleichfalls zu Fuß, beim Haufen Viepachs Infanterie vorstellen, wovon keine in diesem Lager stand. Viepach, der vormals bei dem Regiment von Zieten gestanden hatte, war wegen einer zärtlichen Verbindung mit einer Hofdame gerade nicht auf die gnädigste Weise nach Preußen gesandt. Ruesch ließ meinen Vater zu sich

kommen. Sie kennen, sagte er, das Terrain, wenn Strozzi nur irgend eine gute Disposition macht, so kann man ihm nichts anhaben. Ich zerbreche mir den Kopf, was wir unserm Viepach anrathen. Fällt Ihnen nichts bei? Mein Vater sagte nach einigem Nachdenken: ein muthwilliger Streich, der aber gewagt ist. Nach langem Hin- und Herdenken, ward er ausgeführt. Amtmann Petersohn, bei dem General Ruesch zu Gevattern gestanden hatte, und den er sehr genau kannte, war bei der Revue gegenwärtig, und bewegte auf Ansuchen meines Vaters einen Windmüller, einige Husaren, die sich allmählig zu ihm schlichen, in die Windmühle aufzunehmen. Diese wurde so gewandt, daß ihr Eingang von dem Hügel, auf welchem der König mit mehreren Generalen stand, die das kleine Maneuvre ansehen wollten, abgekehrt war. Strozzis Disposition war gut; sein Cordon konnte nur mit Gewalt durchbrochen werden, und die Feinde des General von Ruesch freuten sich, seinem Regimente den Vorwurf machen zu können, hier nichts ausgerichtet zu haben. Jetzt schlichen sich die Husaren aus der Mühle, die der Müller nun sogleich wieder wendete und gehen ließ. Alle feuerten im Innern des Cordons, so schnell sie konnten, und näherten sich der Gegend, in welcher sie vom Könige

bemerkt zu werden überzeugt waren. Nun entstand im Cordon selbst eine kleine Unordnung. Es schlüpften mehrere Husaren durch, und der König äußerte gegen den Oberst-Lieutenant Viepach seine Zufriedenheit. So wurde selbst der große Friedrich getäuscht. Dieser kam nun auf den Gedanken, die Remonte zu sehen. Die der Leib-Eskadron wurde zuerst vorgewiesen. Mein Vater glaubte, sich hiebei die Aufmerksamkeit des Königs erwerben zu können, und da ihm General Ruesch hiezu selbst Veranlassung gab, zeigte er, welche Pferde aus der Moldau, aus der Wallachei, oder von den Tatarn erkauft wären. Der König schien diese kleine Eitelkeit bestrafen zu wollen; und daher kam wahrscheinlich seine Frage: Konnte er denn keine bessere Pferde mitbringen? O ja! antwortete mein Vater. Und warum brachte er sie denn nicht? fragte der König. Weil Ew. Majestät nur eilf Dukaten zum Ankauf und zu den Transportkosten bestimmten. Hätte ich an Ort und Stelle sechzehn Dukaten geben, die Transportkosten besonders berechnen können, ich hätte Pferde gebracht, demjenigen gleich, auf welchem ich reite. Auch die gegenwärtigen passiren, sagte der König, und er soll wieder nach Remonte gehen.

Mein Vater war äußerst niedergeschlagen; aber bald eröffnete sich ihm eine Aus-

sicht. Es waren beim Regimente nur zwei Staabs-Rittmeister. Der älteste, von Menadier, war ein schwächlicher Mann, der König gab ihm eine Compagnie bei einem Garnison-Regimente, mein Vater erhielt statt seiner eine erledigte Eskadron und lebte nun einige Jahre lang ruhig und zufrieden; denn er hatte im Regimente viele Freunde. Der General war ihm äußerst geneigt, seine Subalterne behandelte er wie Mitglieder seiner Familie, und mancher junge Mann, der an andern Orten verwildert war, wurde ihm zur Leitung anvertraut. Unter diesen war auch Cornet von Usedom, der noch als General der herzliche Freund meines Vaters war. Nicht so gut ging es ihm mit dem Lieutenant du Fay, der von einem Husaren-Regimente in Schlesien, nachdem er zuvor zwei Jahre in der Festung gesessen hatte, an das schwarze Husaren-Regiment versetzt wurde. Er hatte einen Menschen so prügeln lassen, daß Solcher nicht unwahrscheinlich davon gestorben war; jeder Eskadronschef scheute sich vor ihm; auch mein Vater wurde nicht sein Freund, und deßhalb schmiegte er sich an den Rittmeister von Stensch, dessen Eskadron zu Lyck stand. Stensch war ein ränkevoller und leichtsinniger Mann. Seine Eskadron war ihm gleichgültig. Mein Vater wandte alles auf die seinige. Stensch verlor

bei der Vergleichung. Ruesch und Viepach tadelten ihn laut, indeß sie mit meinem Vater Zufriedenheit bezeugten. Hiedurch entstand Haß gegen den letztern, und da Stensch als der älteste Offizier in der Garnison sich diesen Vorzug zuweilen zu Nutze machte, so äußerte sich mein Vater nicht selten sehr heftig und lebhaft.

Jetzt bekam das Regiment einen Einschub, den Major von Beust, einen Mann mit herrlichen Anlagen zum Soldaten, kühn, entschlossen, voll Geistesgegenwart, ein angenehmer Gesellschafter, ein treuer Freund, aber ein Mann mit heftigen Leidenschaften. Er hielt sich überzeugt, der Tod ende das menschliche Dasein. Daher lebte er für den Genuß, war rachsüchtig, ein schrecklicher Feind; aber im Grunde seines Herzens ein edler wohlwollender Mann, hingegen im Rausche welches er selbst wußte und ihn daher vermied, ein Wüthender, der sich durch nichts bändigen ließ. Er war einige Jahre der Lieblingspage Friedrichs, der ihn zum Lieutenant, durch Versetzung schnell zum Rittmeister, und schon im dreißigsten Jahre zum Major machte, und er würde, hätte ihn nicht ein früher Tod hinweggeraft, wahrscheinlich einer der ersten Generale Friedrichs ge-

schlug an das Fenster des nebenbei wohnenden Cornets und rief: unser Rittmeister wird ermordet! Lachner sprang auf, zog den Säbel und eilte zur Hülfe, indem er zugleich seinem Bedienten befahl, die Lieutenants von Usedom und Tiba, zwei muthige redliche Männer, herbei zu rufen. Lachner hatte vom Gemeinen bis zum Offizier empor gedient, war arm und besaß keine feine Cultur, war aber ein redlicher Mensch und mein Vater strebte, wo er konnte, ihm gefällig zu sein. Er, Stensch und du Fay brachten jetzt meinen Vater und Beust auseinander. Die Wunde des erstern war gefährlich, das Blut stürzte über sein Gesicht. Usedom und Lachner brachten ihn nach Hause, indeß Tiba nach dem Chirurgus lief. Der heftige Blutverlust machte meinen Vater ohnmächtig. Lachner blieb bei ihm, die andern eilten zu sehen, wie es mit dem Major Beust stehe. Dieser, leicht verwundet, hatte nach der Entfernung meines Vaters schrecklich gewüthet, und war, wahrscheinlich aufgereizt, mit gezogenem Säbel auf die Straße gelaufen, ohne daß man ihn zurückgehalten hatte. Er hieb in der Wohnung meines Vaters ein Fenster, vor dem die Lade noch nicht zugemacht war, ein, sprang in das dunkle Zimmer, warf einen Tisch mit Porcellain um und hieb in den Spiegel. Mein Va-

ter lag ohnmächtig; der Chirurgus untersuchte seine Wunde. Lachner hörte das Getümmel, er schloß die Stube zu, worin mein Vater war, und trat mit dem Lichte in der Hand in das Zimmer, worin Beust wüthete, um diesen zu besänftigen. Beust aber öffnete die Thür der Stube, die nach dem Vorhause führte. Meine Mutter stand eben hier mit einer Flasche Wein, die zu Umschlägen für meinen Vater bestimmt war; sie wollte bei seinem Anblick eine Treppe hinauf laufen; er lief ihr nach, und da er sie auf der Treppe anstieß, fiel sie einige Stufen hinab, und rief nach Hülfe. Der Jäger Neumann mit geladenem Gewehr, der Reitknecht, Namens Vorbringer, ein sehr entschlossener Mensch, mit gezogenem Sabel kamen herbei. Um Gottes Willen! rief Lachner, bedenken Sie, was sie von den Domestiken riskiren. Dann morde ich zuerst die Kinder, rief Beust, und stürzte in die Kinderstube. Aber Neumann bog ihm vor, und schlug mit dem Gewehr auf ihn an; ich habe, sagte er, mit Rehposten geladen, einen Schritt näher, und ich schieße sie Ihnen durch den Kopf. Lachner riß jetzt den Major aus dem Zimmer, er bekam einigermaßen Besinnung. So laßt mich hinaus, rief er, und wollte die Hausthür öfnen; diese war jedoch vorschloßen. Nun aber stieg auch die Keckheit der Domestiken. Her-

aus, sagte Vorbringer, wo du hereingekommen bist, und schwang den Säbel. Lachner zog den Major in das dunkle Zimmer, wo er durch das eingeschlagene Fenster hinaussprang.

Der Chirurgus erklärte die Wunde meines Vaters für gefährlich, vielleicht tödtlich, und rieth nach dem Regimentschirurgus zu schicken. Aber dieses war ein alter, seine Bequemlichkeit liebender Mann. Ehe der Bote von Lyk nach Goldapp, der Regimentschirurgus von dort nach Lyk kommen konnte, verging viel Zeit. Lachner und Usedom kamen daher auf den Entschluß, meinen Vater, in Betten verpackt, auf einem bedeckten Schlitten nach Goldapp zu schaffen. Meine Mutter und der Chirurgus begleiteten ihn. Goldapp damals ein offner Ort, worin keine Wache am Thor war, gestattete es, daß man an viele Häuser von hinten kommen konnte, ohne eine Straße zu berühren. So ward mein Vater unbemerkt in ein Haus geschafft. Der Regimentschirurgus, ein geschwätziger Mann, gab dem General sogleich davon Nachricht. Ich will, sagte Ruesch, nichts davon wissen; bleibt Baczko leben, so wird er sich selbst zu nehmen wissen; stirbt er, nun so wird er hoffentlich an dem Könige einen Rächer finden. Beust

fragte am Morgen, der auf den unglückli⸗
chen Tag folgte, nach meinem Vater. Man
sagte ihm, er sei ohne Bewußtsein zu dem
Regimentschirurgus nach Goldapp, noch wäh⸗
rend der Nacht gebracht. Schade! sagte Beust,
indem er die Achseln zuckte, und eilte auch
in seine Garnison zurück.

Die Sache, vom Gerücht noch vergrößert
und verunstaltet, erregte allgemeines Aufsehen.
Unerwartet bekam Ruesch einen Brief des
Königs. Dieser verwies ihm die bei seinem
Regimente herrschenden Unordnungen; befahl
ihm, den Major Beust sogleich auf drei Mo⸗
nate nach Pillau in die Festung zu schicken,
den Rittmeister von Stensch auf vier Wochen,
meinen Vater, wenn er genesen wäre, auf
vierzehn Tage in die Wache zu setzen; jeder,
der diesen Streit nur im geringsten rege ma⸗
chen würde, sollte sogleich verhaftet werden
und die königliche Ungnade im höchsten Grade
erfahren; und jedem der zu Arretirenden sollte
dies bei seiner Loslassung bekannt gemacht
werden. Man glaubte damals allgemein, die
Sache wäre von der Gräfin Lehndorf auf
Steinort, als Neuigkeit nach Berlin geschrie⸗
ben worden, und so zufällig an den König
gekommen; Andere glaubten Beust habe im
Vertrauen auf die Gnade des Königs, diesem
selbst seine Verirrungen angezeigt. So viel

ist gewiß, daß Beust in der Folge es selbst gestand, daß der König, wahrscheinlich aus Gnade für ihn, der Sache diese Wendung gegeben habe, weil er, wenn alles durch ein Kriegsgericht entschieden worden wäre, unmöglich so gelinde abgekommen sein dürfte. Daß zwischen meinem Vater und Beust noch immer Groll und Feindschaft herrschte, läßt sich leicht denken. Beide sprachen außer dem Dienste kein Wort mit einander; und im Dienste suchte Beust, wo er konnte, meinem Vater etwas anzuhaben. Dieser aber blieb kalt und ruhig, und gab keine Blöße.

Indeß wurde ich am 8ten Junius 1756 zu Lyk geboren. Der siebenjährige Krieg brach damals aus, meine Mutter flüchtete mit den Kindern nach Königsberg. Mein Vater bleib bei seinem Regimente, wo er einst durch Beusts Unwillen in eine sehr gefährliche Lage kam; denn als die Russen im August 1757 bei Salau standen, und General von Schorlemmer eine Recognoscirung gegen sie unternahm, steckten sie das Dorf Pliebischken in Brand. Mein Vater, der mit 100 Pferden die Avantgarde hatte, eilte durch das brennende Dorf, setzte sich, sobald er hindurch war, und hielt mit seinem Commando, weil ungefähr 3000 Mann Kosaken und Kalmücken auf ihn losstürzten. Er

ließ dem hinter ihm marschierenden Regimente, von allem Nachricht geben. Beust kam zur Avantgarde, und so einsilbig als gewöhnlich, war jetzt ihr Gespräch. Was giebts? fragte Beust. Feinde! lautete die Antwort. Und was weiter? Verhaltungsbefehle. Ein braver Mann greift den Feind an, wo er ihn findet. Wenn hundert Menschen aufgeopfert werden müssen, sagte mein Vater, marsch! und eilte den Russen entgegen, indeß Beust, der, weil der General abwesend, der Commandeur krank war, das Regiment commandirte, dieses aufmarschieren und halt machen ließ. Mein Vater wurde indeß von den Russen umringt. Im Regiment entstand bei diesem Anblick lautes Murren, am lautesten bei der Eskadron meines Vaters, vor der Lieutenant Lachner hielt. Dieser blieb nicht länger ruhig, er rief: Wer ein braver Kerl ist und den Rittmeister lieb hat, der rette ihn! Ein großer Theil des Regiments gerieth in Bewegung. Jetzt commandirte Beust marsch! Aber von der Avantgarde unter meinem Vater waren 11 Mann getödtet, 30 verwundet, unter welchen auch mein Vater war, der eine leichte Wunde am linken Arme hatte.

Die Kosaken hatten sich hier einer ganz eigenen Grausamkeit schuldig gemacht. Dem

Unter=

Unteroffizier Behrens wurde sein Pferd erschossen. Er stürzte. In diesem Augenblick fielen die Kosaken über ihn her, und bemächtigten sich seiner, schleppten ihn aus dem Getümmel, schnitten ihm den Leib auf, rissen ihm die Eingeweide heraus und ließen ihn liegen. So fand man ihn, als die Kosacken in die Flucht getrieben waren, und er lebte noch einige Stunden.

In der Schlacht bei Jägerndorf zeichnete sich bekanntlich das Regiment von Ruesch aus. Sieben Eskadrons, welche Beust befehligte, bemächtigten sich einiger Kanonen, und drangen in dem Walde immer näher gegen die Russen vor. Aber der Rückzug der übrigen Armee nöthigte sie, ein Gleiches zu thun. Mein Vater bekam in der Nacht, als sich die Armee über den Pregel zog, die Feldwache, und blieb am andern Ufer des Flusses, über den er erst am folgenden Morgen zur Armee marschirte, ohne auch nur im geringsten von den Russen beunruhigt zu werden,

Die Preußen verließen jetzt das Land; meine Mutter folgte dem Vater, und indeß dieser gegen die Schweden stand, hielten wir uns in dem Städtchen Garz auf. Hier bekam ich die Blattern, wenigstens wurden sie von einen dortigen Arzt, und

einem Eskadronschirurgus dafür erklärt, und es blieben einige Narben zurück; auch verrieth sich bei mir ein körperlicher Fehler, den man bis dahin nicht bemerkt hatte. Ich schleifte beim Gehen den rechten Fuß nach, auf den ich gar nicht auftreten wollte. Woher dies Uebel rührte, ob gleich bei der Geburt, oder späterhin durch die Amme dieser Fuß beschädigt war, darüber ließ sich jetzt nichts bestimmen; es wurde aber sofort so viel Hülfe als möglich gesucht. Auch erklärten die Aerzte die ganze Sache für unbedeutend, vielleicht bloß für kindische Laune.

Jetzt bekam ich auch die ersten Eindrücke durch Erziehung. Die Offiziere, und selbst mancher Unteroffizier und Gemeine gab sich viel mit mir ab. Ich war ein munterer Knabe. Man nahm mich auf das Pferd, lehrte mich eine Pistole losdrücken, schüttete anfänglich nur Schießpulver auf die Pfanne, bald darauf lud man sie, und ich brannte, in einem Alter, worin ich noch nicht das Alphabet kannte, ja kaum deutlich zu sprechen vermochte, schon eine Pistole mit Vergnügen los, und fand das größte Wohlbehagen daran, auf einem Pferde zu sitzen.

Unerwartet wurden drei Escadronen des schwarzen Husaren-Regiments mit dem Herzoge George Ludwig von Holstein-Gottorp,

im Anfange des Jahres 1758 nach dem Mecklenburgschen zu rücken commandirt. Ihre Bestimmung war damals völlig unbekannt. Der König selbst aber hatte die drei Eskadronen Beust, Stensch und Baczko benannt. Ruesch sagte dies meinem Vater, als sich derselbe bei ihm meldete. Um Gottes willen! setzte er hinzu, sein Sie auf Ihrer Hut. Beust besitzt die Gnade des Königs; es scheint als ob ihm dieser die Gelegenheit schaffen will, Ihnen wehe zu thun. — Die drei Eskadronen marschirten ab. Sie hatten gewöhnlich verschiedene Dörfer zu Quartieren. Einst aber stießen sie auf dem Marsche zusammen. Beust rief jetzt den Rittmeister von Stensch und meinen Vater zu sich. Lassen Sie uns, sagte er, voraus reiten, ich habe mit Ihnen etwas Nothwendiges zu sprechen. Als sie von ihren Escadronen entfernt und ganz allein waren, da sagte Beust: Allem Anscheine nach thun wir ein Commando, welches uns lange Zeit vom Regimente entfernt. Wir können jetzt einer dem andern manchen Nachtheil zufügen, und daher ist es nothwendig, daß es unter uns zur Erläuterung komme. Gegen Dich, Baczko, habe ich schändlich und unrecht gehandelt; ich bin durch Stensch verleitet worden, der uns beide ins Verderben stürzen wollte. Er haßte Dich und mich, hatte aber nicht Ent-

schlossenheit genug uns geradezu anzugreifen. Daher reizte er mich durch allerlei Verläumdungen gegen Dich auf, machte mich, weil er meinen abscheulichen Rausch kannte, trunken, und so wurde ich zu den empörenden Streichen fortgerissen. Sie sind selbst hier gegenwärtig, sagte er zu Stensch, finden Sie Sich beleidigt, so bin ich zur Genugthuung bereit. Ei, sagte Stensch, wenn wir uns die Hälse brechen wollen so ist jetzt nicht die Zeit dazu, wir ziehen gegen den Feind, und wer seines Lebens überdrüßig ist, kanns gegen diesen aufopfern. Beust lachte. Ich dächte, sagte er, es lohne nicht, sich mit ihm einzulassen. Stensch lachte gleichfalls und nahm's vorlieb. Beust und mein Vater versöhnten sich; sie lernten sich wechselsweise schätzen, und wurden die innigsten vertrautesten Freunde.

Im Mecklenburgischen wurde mein Vater auf eine sonderbare Weise überrascht. Er saß in der Wohnung eines Pächters, als ein Landedelmann in die Stube trat. Er betrachtete meinen Vater einige Augenblicke mit Aufmerksamkeit, und redete ihn nun mit den Worten an: „Bruder! Laß satteln und komme in mein Hauptgut, es ist ganz nahe, du hast morgen Rasttag und wirst ihn mit

deiner Escadron besser als hier zubringen.“ Mein Vater betrachtete ihn aufmerksamer; es war von Bassewitz auf Hohenlucko, sein Jugendfreund aus kaiserlichen Diensten. Herzlich war die unverhoffte Freude des Wiedersehens. Wohin mein Vater marschirte, war jetzt noch ungewiß. Es wurde daher beschlossen, daß meine Mutter und wir Kinder aus Garz nach Hohenlucko kommen, und uns dort so lange aufhalten sollten, bis mein Vater über unsern künftigen Aufenthalt etwas bestimmen könnte. Der Reitknecht meines Vaters wurde abgeschickt, um uns nach Hohenlucko zu begleiten. Viel hatten sich damals Preußische Offiziere im Mecklenburgschen erlaubt, und meine Mutter trat diese Reise nur mit bekümmertem Herzen an, weil sie mit ihren Kindern überall Beweise des Unwillens und des Hasses zu erhalten fürchtete. Den ersten Tag, nachdem wir die mecklenburgsche Grenze betreten hatten, beschloß meine Mutter in einem Kirchdorfe die Nacht hinzubringen. Es war spät, die Sonne wollte eben untergehen, und noch weiter zu reisen schien nicht mehr thunlich. Wir Kinder waren schläfrig und forderten Nahrung und Ruhe. Der Bediente ging ins Wirthshaus und kam mit der Antwort zurück: wir könnten kein besonderes Zimmer erhalten, in der großen Wirthsstube aber auch schwerlich übernachten, denn der

Wirth wäre vor ein paar Tagen an einem ansteckenden Fieber gestorben, woran Frau und Kinder noch darnieder lägen. Meine Mutter beschloß, die Nacht mit uns auf der Scheune hinzubringen. Sie ward geöffnet, unser Lager wurde darauf bereitet. Ein junges wohlgekleidetes Frauenzimmer ging vorüber, sah die Anstalten, erkundigte sich bei dem Bedienten, wer die Reisenden wären, und als sie den Namen meines Vaters hörte, fragte sie: ob er unter den schwarzen Husaren wäre? und ging, da dieses bejaht wurde, schnell davon. Sie kam bald mit ihrem Vater, dem Prediger, zurück, der uns liebevoll einlud die Nachtherberge bei ihm zu nehmen. Er sagte, mein Vater habe ein paar Tage bei ihm im Quartier gelegen; man hätte ihm die schwarzen Husaren als eine Gattung schrecklicher Menschen geschildert, und seine Angst sei noch vermehrt worden, als ihm mein Vater, dessen fremder Dialekt ihm aufgefallen wäre, gesagt habe, das er ein Ungar und ein Katholick sei. Aber bald wäre jede Furcht verschwunden, mein Vater habe ihn mit großer Leutseligkeit behandelt, die strengste Mannszucht gehalten, und er freue sich daher, meine Mutter bei sich aufnehmen zu können. Uns war gewiß bei diesem Antrage herzlich wohl, und meiner Mutter wurde leicht ums Herz. Zu Hohenlucko fanden wir auch die liebreichste

Aufnahme. Nach einem achttägigen Aufenthalte war mein Vater überzeugt, zur alliirten Armee detaschirt zu sein. Wir erhielten von ihm den Auftrag, nach Hannover und, wenn die Armee beträchtlich vorgerückt wäre, nach Bremen zu gehen. Unser Weg ging durch die öde Lüneburger Haide, damals doppelt traurig, weil die Armee vor Kurzem dort marschiert war, und bei dem schlechten Wege überall längs der Landstraße todte Pferde zurückgelassen hatte. Hannover, wo wir spät des Abends anlangten, war stark besetzt, die Gasthöfe größtentheils mit Personen von dem Commissariate angefüllt. Der Bediente lief umher; keine Nachtherberge war auszumitteln. In banger Erwartung standen wir auf der Straße, fuhren aus einer in die andere und fragten nach Gasthöfen, die wir alle besetzt fanden. Ein junger Mann, der uns so herum fahren sah, hörte vom Kutscher unsere Verlegenheit, sagte uns, er wäre ein Advocat, bewohne mit seiner Mutter nur zwei Zimmer, eins aber wolle er uns auf ein paar Tage einräumen. Er kam uns wie man leicht denken kann, äußerst willkommen, und brachte auch unsere Pferde, wiewohl an verschiedenen Orten, unter. Nach ein paar Tagen verließen wir Hannover folgten meinem Vater zuerst nach Bremen, und hielten uns späterhin zuerst zu Verden

und dann zu Petershagen auf. Das Vorrücken der Armee wirkte auch auf unsern Aufenthalt. Er war eine Zeitlang in Homburg und Kassel, im Winter des Jahres 1761 in Eisenach, dann wieder in Minden. Oft verließen wir diese Stadt, wenn mein Vater an irgend einem Orte stehen blieb, oder stehen zu bleiben hoffte. Unser Leben war folglich sehr unstät.

Bei dem allen wird es vielleicht sehr auffallen, daß mein Vater mir und meinen Geschwistern einen Lehrer hielt. Der erste hieß Eberhardi, ein reformirter Candidat aus Duisburg, der wissenschaftliche Kenntnisse besaß, aber bei heftigen Leidenschaften bald selbst verwilderte, so daß ihn mein Vater nur mit Mühe dahin bewegen konnte, einen Stutzbart, den er sich wachsen ließ, und einen Husarensäbel abzulegen. Er wurde von dem Obersten Collignol, nachdem er uns verlassen hatte, als Werber gebraucht, hieß damals Lieutenant, und wo er zuletzt hingerieth ist mir unbekannt. Unser zweiter Lehrer, ein Candidat aus Halle, hieß Ebmeier, und schien, so weit ich ihn noch durch Erinnerung beurtheilen kann, ein sanfter Mann mit mannigfaltigen Kenntnissen. Ich lernte wenig, denn ich war in einem beständigen Gewühl von Menschen, sah und hörte viel,

wenn gleich auch manches darunter, was nicht gut war. Meine Neigungen entwickelten sich, und hierunter der Gedanke einst selbst Husar zu werden, worin ich auch allgemein bestärkt wurde. Denn mein Vater hatte eine außerordentliche Vorliebe für den Soldatenstand, und wünschte sehnlich, daß jeder seiner Söhne sich diesem widmen möchte. Mein *lahmer* Fuß schien ein Hinderniß zu sein, allein die mehresten Aerzte schmeichelten meinem Vater mit der Hoffnung, die Sache würde nichts zu bedeuten haben, und der Fuß, der damals noch gar nicht fehlerhaft schien, sicher hergestellt werden. Auch belohnte mein Vater jeden, der ihm so gute Hoffnungen gab, und erhielt sie daher von vielen, denn er wurde bald ein sehr wohlhabender Mann. Die Veranlassung dazu war folgende:

Die schwarzen Husaren erwarben sich allgemeine Achtung. Die drei Escadronen unter Beust hoben das aus vierzehn Escadronen bestehende Französische Husaren-Regiment von Poloretzki auf. Bei dem Rheinübergange machten sie die Avantgarde. Der Hannöversche Hauptmann Heering, mit so vielen Grenadieren, als im Raume des Schiffes Platz hatten, und mein Vater mit so viel Husaren, als oben auf dem Verdeck stehen und ihre

Pferde halten konnten, landeten mit dem ersten Schiffe an dem linken Rheinufer. Sie fanden dort ein beträchtliches Corps Französischer Infanterie; bei dem ersten Feuer, das sie gab, wurde mein Vater durch den Leib geschossen, und es verbreitete sich bald die Nachricht, daß er getödtet wäre. Sein Reitknecht Vorbringer, den er seit dessen funfzehntem Jahre erzogen hatte, suchte ihn, der unverbunden unter einem Baume lag, aufzufinden, und wagte sich mit zwei Handpferden, die er führte, äußerst weit vorwärts. Er hörte eine Trompete, glaubte, hier würden die Husaren marschiren, eilte dem Tone nach, und kam an ein Dorf, wo eben Leute in weissen Uniformen ausrückten. Es war das Französische Cürassier-Regiment Belson. Er fürchtete, obgleich es nur erst zu Dämmern anfing, entdeckt zu sein, und da er wußte, daß sich die Franzosen überall zurückgezogen hätten, faßte er den Entschluß, dies zu benutzen. Er knüpfte die Handpferde an die Steigriemen, that einige Pistolenschüsse, wozu er die auf diesen Handpferden befindlichen Pistolen gebrauchte, rief einige mal: Hier sind sie, drauf! und die Franzosen, die schon scheu gemacht waren und wirklich den Angriff befürchteten, vielleicht auch ihren Versammlungsplatz an der entgegengesetzten Seite des Dorfes angewiesen hatten, eilten dorthin.

Vorbringer zog den Säbel, und ritt nun wiewohl sehr langsam, ins Dorf, in dessen erstem Hause der Commandeur des Regiments gelegen hatte; und der Pauker stand eben vor diesem Hause, und schnallte die zweite Pauke an das Pferd. Vorbringer gab ihm einen Hieb über den Kopf, ergriff schnell den Zügel des Paukenpferdes und jagte wieder zum Dorfe hinaus. Er stieß mit seiner Beute auf den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Dieser schenkte ihm seine Börse, worin sich 75 Louisd'or befanden, auch verkaufte er das Paukenpferd in der Folge für einen ansehnlichen Preis; die Pauken aber ließ der Herzog dem Preußischen Dragoner-Regimente von Finkenstein geben, welches keine hatte. Meinen Vater behandelte der Herzog mit vieler Gnade, schickte ihm seine Aerzte, und er ward geheilt. Vorbringer wurde auf Befehl des Herzogs Unteroffizier, und würde durch Muth und Entschlossenheit, wovon er noch verschiedene Beweise ablegte, sich vielleicht empor gehoben haben, wenn nicht die 75 Louisd'or und das für das Paukenpferd gelösete Geld ihm ein unerschöpflicher Schatz geschienen hätten. Er wurde ausschweifend, ergab sich der Trunkenheit und verübte zuweilen solche Handlungen, daß mein Vater, der ihm sonst äußerst zugethan war, ihn zu bestrafen gezwungen wurde.

Der Ruf der schwarzen Husaren wurde bald sehr groß. Ein kleines Büchelchen in Holländischer Sprache, bei dem auch ein schwarzer Husar in Holzschnitt befindlich war, erzählte von ihnen ganz sonderbare Thaten, worunter wohl die zu den auffallendsten gehörte, daß sie zum Sturmlaufen gebraucht würden; und es wurde in allem Ernste erzählt, daß sie ihre großen krummen Messer, worunter man wahrscheinlich ihre Säbel verstand, zwischen das Mauerwerk oder in die Wälle zu stecken pflegten, und auf diesen hinaufkletterten. Der Gedanke des Tacitus, daß immer zuerst unsere Augen überwunden werden, bewährte sich auch hier. Die schwarze Uniform und der Todtenkopf an der Mütze machten sie dem Feinde furchtbar, und dieses erleichterte die Gelegenheit sich auszuzeichnen.

Der Oberst von Beust, jetzt der innigste Freund meines Vaters, ging an die Armee des Königs, und mein Vater erhielt das Commando der drei Escadronen schwarzer Husaren bei der alliirten Armee, wovon jede jetzt bis auf 200 Mann vermehrt wurde. Ein sehr verdienstvoller Offizier befehligte eine dieser Escadronen. Es war der nachherige General von der Cavallerie, von Usedom, ein Zögling und Freund meines Vaters, bei dessen Escadron er von dem Augenblick an, war er

Cornet wurde, bis zu der Zeit da er Staabsrittmeister geworden war, gestanden hatte. Beide wurden einst von einem Englischen General Cawendish, der vom Dienste des Husaren keinen Begriff hatte, dem Feinde Preis gegeben; denn er schickte sie über einen Fluß, der steile Ufer und eine sehr schmale Brücke hatte. Diese wurde von keiner Infanterie besetzt. Die drei Husaren-Escadronen hatten nun die Brücke im Rücken und standen auf einer kleinen Ebene, die ein Wald im Halbzirkel umgab, der über eine halbe Meile breit war. Diesen Wald sollten die Husaren fleißig abpatrouilliren, jenseit des Waldes ihre Vorposten ausstellen, und alle Gegenvorstellungen meines Vaters wurden von Cawendish mit Härte, zuletzt mit der Frage beantwortet: wozu dann wohl die Preußischen Husaren taugten? Ehe mein Vater seine bedenkliche Lage dem Herzoge Ferdinand angezeigt hatte, wurde sie von den Franzosen benutzt, und die Feldwache um Mittagszeit durch den Wald gesprengt. Die Französischen Husaren-Regimenter Chamboran und Türpin, zusammen 28 Escadronen, folgten ihnen nach; es war kaum so viel Zeit aufzusitzen. Gott tödte mich! rief Usedom (dies war sein Sprichwort), wir sind verloren, ehe wir über die Brücke kommen. Freilich antwortete mein Vater, ich denke also, wir wehren uns.

Recht, sagte Usedom. Der Feind, fuhr mein Vater fort, so überlegen er uns immer ist, kommt mit schmaler Fronte aus dem Walde. Er glaubt uns verloren und erwartet keinen Angriff. Jeder Offizier nimmt seinen Zug, und stürzt auf den ersten feindlichen Trupp, der sich beim Herauskommen aus dem Walde formirt. Werfen wir die Vordersten, so laufen die Hintersten mit, wird ein Zug von uns geworfen, so sucht er über die Brücke zu entkommen. — Der Angriff erfolgte und gelang vortrefflich. Ein Haufen der Feinde stürzte sich auf den andern. Die Hintersten glaubten, von einer weit überlegnern Macht angegriffen zu sein; alles floh, und es wurden über 700 Franzosen gefangen. Der Herzog konnte keine Orden austheilen, aber mein Vater und Usedom erhielten jeder von ihm ein Geschenk von 1000 Dukaten. Jeder Subaltern erhielt 100 Dukaten, und die Unteroffiziere und Gemeinen empfingen auch ein Geschenk an Geld.

Ein andermal gelang meinem Vater die Zerstörung von einem Theile der Französischen Feldbäckerei bei Korbach. Herzog Ferdinand ließ ihn zu diesem Zwecke, ehe er ihn dahin beorderte, zu sich rufen, gab meinem Vater die erforderlichen Vorschriften, und da dieser dabei eine bedenkliche Miene

machte, befahl er ihm, freimüthig zu sagen, was er davon denke? Mein Vater, der sich anfänglich entschuldigte, gehorchte dem wiederholten Befehle, sagte aber, daß ihm die Ausführung beinahe unmöglich scheine, und er mit dem ganzen Commando gefangen zu werden befürchte. Der Herzog schien diese Antwort ungnädig aufzunehmen, erwiederte: Werden Sie gefangen, so sorge ich für Ihre Ranzion, und gab ihm einen Wegweiser, der ihm eine Furth durch den Main zeigen sollte, um durch einen Umweg nach dem Orte seiner Bestimmung zu kommen. Er erhielt ein sehr gemischtes Commando von Preußischen Husaren, Hannöverschen Jägern, Hessischen und Hannöverschen Dragonern, überfiel die Feldbäckerei, deren kleine Bedeckung sich völlig sicher hielt, und richtete mit Hülfe zusammengetriebener Bauern und der Bürger von Korbach die Ofen und den beträchtlichen Mehlvorrath zu Grunde. Zwei Korbachsche Bürger verunglückten hiebei, einer wurde durch einen Balken erschlagen, ein anderer brach das Bein. Mein Vater, der mit der größten Eilfertigkeit verfahren mußte, wurde nun durch die Franzosen vom alliirten Heere völlig abgeschnitten. Doch entkam er ihnen, und hatte den Gedanken, sich bis zur Armee des Königs nach Sachsen zu ziehen. Er schwärmte jetzt umher, gab sich für die Avant-

garde eines vom General Freitag befehligten Corps aus, machte Quartiere für dieses Corps, bestellte Lieferungen und trieb auch, um sein Commando zu unterhalten, Kriegssteuern ein. Durch Deserteure, zum Theil auch durch den Ruf bekam er Nachricht, daß die Franzosen sich zurückgezogen hätten, und kehrte also wieder zur Armee der Alliirten zurück.

Herzog Ferdinand glaubte, daß er und sein Commando zu Grunde gerichtet wären, als mein Vater seinen Rapport abstattete, und die eingenommenen Contributionsgelder dem Herzoge zusandte, diesen zugleich um ein Geschenk für die Frau und Kinder der beiden Verunglückten zu Korbach bat. Der Herzog antwortete ihm sehr gnädig, und mein Vater bewahrte diesen Brief wie ein Heiligthum, da er sich mit den Worten anfing: „Sie sehen, lieber Major, daß Sie auch unmöglich scheinende Dinge auszuführen im Stande sind.“ Der Herzog schickte ihm alle eingenommenen Contributionsgelder zurück, und bediente sich dabei des Ausdrucks, es wäre Mißbrauch Ihrer Rechtschaffenheit, dies Geld der Contributions-Casse zuzuwenden; und für die Verunglückten übersandte er noch überdem 200 Thaler. Ueberhaupt erhielt mein Vater vom Herzoge Ferdinand und dem damaligen Erbprinzen nachherigen Herzoge von Braunschweig,

man-

verschiedene Beweise von Gnade; auch genoß er in feindlichen Ländern, wo er stand, die Zufriedenheit, durch manchen Beweis des Wohlwollens für Menschlichkeit und Uneigennützigkeit belohnt zu werden.

So erinnere ich mich, daß mein Vater und der damalige Hannöverische Major Diemar Kriegs-Steuern eintreiben sollten. Da kamen die Abgeordneten einer Gemeinde und fragten: wie viel sie zu bezahlen hätten. Mein Vater durchlief die Liste und sagte: 10000 Thaler. Das ist viel, erwiederten die Abgeordneten, geht nichts davon ab? Kein Heller, antwortete er. Wann, fragten sie, muß das Geld hier sein? Morgen, lautete die Antwort, und sie versprachen sich einzustellen. Was seid ihr doch, hub mein Vater jetzt an, für thörichte Menschen! Niemand hat euch berufen. Ihr kommt euch selbst melden, und wenn wir schlechte Menschen wären, so könnten wir euch 10000 Thaler abnehmen. Dankt Gott, ihr steht nicht auf meiner Liste, habt folglich auch nichts zu entrichten. Die Leute kamen aus aller Fassung, konnten nicht zu danken aufhören, und schickten am folgenden Morgen ein herrliches Faß Rheinwein.

Der damalige Fürst von Waldeck be-

handelte meinen Vater mit ausgezeichnetem Wohlwollen und sagte ihm gegen das Ende des Krieges: der König werde gewiß seine Armee verringern, mein Vater solle dies nicht erwarten, sondern seine Entlassung nehmen; er verbürge sich, ihn im Holländischen Dienst, wo er selbst ein Regiment habe, bei der Cavallerie wieder unterzubringen, Ungleich vortheilhaftere Anerbietungen aber erhielt mein Vater von Lord Gramby. Ueberhaupt erwarb er sich bei den Engländern viel Liebe, die ihn allgemein mit dem Namen des Blackmajor oder Schwarzenmajor belegten. Theils als Ungar, theils durch das Studium der Lateinischen Klassiker und Kenntniß der Griechischen und Römischen Geschichte, hatte er einen gewissen republikanischen Sinn, eine große Freimüthigkeit im Ausdrucke und auch wol eine gewisse Art von Stolz erlangt, die zwischen ihm und den gebildeten Engländern eine große Uebereinstimmung erzeugte. General Conwai, nachheriger Lord Hatford, war ihm äußerst geneigt, und ich erinnere mich, daß mein Vater, der selbst nicht französisch schrieb, und auch gerade keinen Offizier, der dieses konnte, bei sich hatte, mit General Conwai in lateinischer Sprache correspondirte, und ihm auch in dieser Sprache Rapports zuschickte, wozu Conwai, der ein sehr eleganter Lateiner war

und es wußte, daß mein Vater in dieser Sprache Fertigkeit besaß, die erste Veranlassung gegeben hatte. Lord Gramby legte einst meinem Vater die Frage vor, woher es komme, daß der Preußische Husar im Einzelnen und in kleinen Haufen mehr leiste, als eine gleiche Zahl ungleich besser berittener Engländer. Mein Vater erklärte ihm, es liege in der Ausarbeitung des einzelnen Mannes und in der verschiedenen Art zu reiten, und der Obrist-Lieutenant Ahsken, damals Commandeur des Englischen Dragoner-Regiments Elliot, ein vorzuglicher Englischer Cavallerist, versicherte, daß mein Vater Recht habe. Die Engländer hatten damals ausser diesem einzigen Dragoner-Regimente keine leichte Cavallerie, deren Nothwendigkeit Gramby fühlte. Er that meinem Vater daher den Vorschlag, den Preußischen Dienst zu verlassen und in den Englischen zu treten, und versprach hiezu die Erlaubniß Friedrich des Großen zu bewirken. Mein Vater sollte nationalisirt werden, vom König Georg dem Zweiten die Versicherung erhalten, nie reducirt und auf halben Sold gesetzt zu werden. Gramby bot noch mehrere Vortheile an, und weil er glaubte, daß mein Vater um meiner Mutter willen dies ausschlage, so sandte er den damaligen Obersten Boyd, nach-

herigen Gouverneur von Gibraltar, an letztere, um ihr den Aufenthalt auf den Gütern des Lords, so lange der Krieg währte, und auch, wenn sie einst Wittwe werden sollte, nebst mehreren Vortheilen anzubieten. Meine Mutter erklärte: mein Vater handle selbstständig, sie danke für diese gütigen Anträge, und sei, wo es mein Vater fordere, zu folgen bereit. Dieser aber war voll Enthusiasmus für Friedrich den Großen, und für den Preußischen Dienst, zum Theil auch wohl zu eifriger Katholik, um in ein Land zu gehen, worin seine Kinder, wenn sie katholisch würden, nur eine sehr trübe Aussicht erhielten; sie aber in der englischen Kirche zu erziehen, war seinen Grundsätzen entgegen.

Aber die vielen Beweise des Wohlwollens gegen meinen Vater erwarben ihm Neider, um so mehr, weil ihm manches Einkommen zugewandt wurde. Der Herzog Ferdinand hatte schon dem Obersten von Beust gewisse Rationen und Portionen angewiesen, die meinem Vater blieben, als er das Commando der drei Eskadronen Husaren erhielt. Beust, der zur Armee des Königs ging, stand im Begriff, Chef des schwarzen Husaren-Regiments zu werden, als ihn das Fleckfieber tödtete. Er hatte sein früheres Benehmen

gegen meinen Vater und meine Mutter durch sein späteres Betragen zu vergüten gestrebt, und war der herzlichste Freund meines Vaters geworden, der auch als Greis an ihn mit Rührung zurück dachte.

Oberst-Lieutenant von Lossow wurde jetzt Commandeur des schwarzen Husaren-Regiments, und es gab Menschen die zwischen ihm und meinem Vater eine widerwärtige Stimmung zu erzeugen suchten. Zuerst wurde Lossow aufgereitzt, sich vom Herzoge jene Vortheile zu erbitten, die mein Vater aus dem Englischen Commissariate genoß. Der Herzog schlug es ihm ab. Lossow erneuerte seine Bitte. Ob er's mehrere Male that, weiß ich nicht, aber der Herzog ward unwillig. Einst gab er meinem Vater, gerade da er ins Hauptquartier kam, einen Brief Lossows, worin dieser sich Verkleinerungen meines Vaters erlaubt, und wieder um die angezeigten Vortheile gebeten hatte. Da, sagte er, haben Sie einen Brief Ihres Oberst-Lieutenants, schreiben Sie ihm doch, daß ich Ihnen aufgetragen hätte, ihm zu bedeuten, ein Offizier bei der Armee des Königs könne keine Vortheile bei der alliirten Armee genießen. Mein Vater hätte freilich diesen Befehl nicht vollziehen dürfen, vielleicht auch nicht vollziehen sollen; allein

ihn empörte der erhaltene Brief; er erledigte sich des Auftrags ohne Schonung und sandte als Beweis, denselben vom Herzoge erhalten zu haben den Brief an Lossow zurück. Dieser wurde, wie man leicht denken kann, gegen meinen Vater aufgebracht. Er wünschte ihm wehe zu thun, und bald wurde es ihm gesagt, daß mein Vater ein eifriger Katholik wäre, und vielleicht durch Anspielungen auf seine Confession am schmerzhaftesten verwundet werden könnte. Lossow war indeß Oberst und Chef des Regiments geworden. Er schrieb an meinen Vater, er wolle wie General von Kleist, ein mit seinem Regiment verbundenes Corps leichter Infanterie errichten, und bäte ihn daher Rekruten dazu bei der alliirten Armee anzuwerben, nur müßte darunter kein Katholik sein, weil (so lauteten seine Worte) es bekannt sei, daß diese bei der Preußischen Armee nichts taugten. Mein Vater antwortete, ohne Erlaubniß des Herzogs Ferdinand könne er für den Herrn Obersten bei der alliirten Armee nicht werben, auch wäre der Schauplatz des Krieges größtentheils in katholischen Ländern, die Französischen Deserteurs, die er etwa anwerben könnte, wären Katholiken, er glaube indeß, daß dies auf den Preußischen Dienst keinen Bezug habe, aber auch, daß es dem Herrn Obersten

völlig unbekannt gewesen wäre, daß er selbst ein Katholik sei, weil er sonst genöthigt wäre, sich wegen der im Briefe enthaltenen Stelle Genugthuung zu erbitten. Jetzt wolle er sich bloß begnügen, dem Herrn Obersten zu versichern, daß viele Katholiken im Heere des Königs sich durch Treue und Diensteifer ausgezeichnet hätten, und er selbst dem Könige als ein rechtschaffener Offizier schon in jenem Zeitpunkte gedient habe, als der Herr Oberst noch Junker gewesen wären. Mein Vater konnte ihm beinahe keine größere Bitterkeit sagen; denn Lossow hatte als Junker desertiren wollen, die Sache aber wurde unterdrückt, und er blieb in der Armee.

Jetzt waren Lossow und mein Vater die erklärtesten Feinde, aber sehr verschieden in Betreff der Kräfte, einander schaden zu können. Mein Vater hatte bei der alliirten Armee gedient, sich nicht vor den Augen des Königs ausgezeichnet; von den Männern, die ihn vormals gekannt und geschützt hatten, lag General von Winterfeld im Grabe, Ruesch war aus der Armee, freilich nicht durch Urtheil und Recht, sondern nach dem Willen des Königs, und stand selbst in dem Argwohn begangener Verrätherei, ob er gleich völ-

lig unschuldig war. Viele, die wie der General von Krusemarck, meinem Vater sehr geneigt gewesen waren, hatten ihn wegen der Entfernung vergessen. Dagegen hatte sich Lossow vor den Augen des Königs ausgezeichnet, besaß dessen Gnade, wurde durch den verdienstvollen General Seidlitz, seinen Jugendfreund, beschützt, und der nachherige General von der Infanterie, damalige Flügeladjudant von Anhalt, der nicht von Friedrichs Seite kam, war sein eifrigster Freund. Allein mein Vater sagte, wenn er an den ungleichen Kampf dachte, seinen Lateinischen Denkspruch: tu ne cede malis, sed contra audacior ito.

Doch war er dadurch auch wohl getröstet, daß auf dem angezeigten sehr rechtlichen Wege und durch die Gnade des Herzogs Ferdinand von Braunschweig seine Vermögensumstände sehr vortheilhaft geworden waren, indem er gegen 30000 Thaler besaß, und außerdem an Friedrich den Großen eine Forderung von 10000 Thaler hatte. Diese entsprang, weil die Husaren unter meines Vaters Commando in Betreff ihrer Löhnung und mehrerer Bedürfnisse auf die Kammer zu Minden verwiesen waren, deren Kassen aber nicht selten Contributionen an die Franzosen erschöpften. Remonte, Montur und Gewehre

sollten von Berlin oder Magdeburg aus kommen. Der damalige General-Intendant General-Lieutenant von Massow fand hiebei unübersteigliche Hindernisse, und ersuchte meinen Vater mit Lieferanten zu contrahiren. Diese waren entweder aus Holland und dem Hannöverschen, oder aus Bremen und Hamburg. Die Contracte mußten mit ihnen auf schwer Geld, und nicht auf Sächsische Drittel geschlossen werden. Massow consentirte; aber die Kammer in Minden erklärte ihm, aus ihrer erschöpften Kasse nicht Zahlung leisten zu können; der Herzog Ferdinand hingegen versicherte, weil der König seine Subsidien von England bestimmt erhalte, so könne er unmöglich aus der Englischen Kriegs- oder der Contributions-Kasse für Preußische Truppen Zahlung leisten. General-Lieutenant v. Massow ersuchte meinen Vater den Vorschuß zu machen, oder so lange Credit zu suchen, bis die Mindensche Kammer die Zahlung leisten könne. Mein Vater wandte sich mit diesem Antrage wieder an den Herzog Ferdinand, der in der Sache nichts Bedenkliches fand, sondern ihm vielmehr diesen Vorschuß zu leisten, denselben monatlich durch die Rittmeister von Usedom und von Trenck attestiren zu lassen rieth, und alsdann die Richtigkeit dieser ihm vorgelegten Rechnung gleichfalls zu bescheinigen versprach. So hatte die Sache

ihren Gang. General Massow ließ verschiedentlich Theilzahlungen leisten, aber bei Massows Tode war mein Vater mit 10000 Thalern schwer Geld in Vorschuß. Massows Nachfolger, General von Stechow, war mit der Sache unbekannt. Nachdem mein Vater mit ihm darüber correspondirt hatte, versprach er, die Zahlung zu leisten; allein er starb nach wenig Monaten, und ihm folgte General von Wartenberg. Dieser machte bei der Zahlung Weitläufigkeiten, erklärte, seine Vorgänger wären zu weit gegangen, hätten bei den Zahlungen in schwerem Gelde und dessen hohem Cours gegen Sächsische Drittel den Etat überschritten. Mein Vater bat den Herzog Ferdinand ihn zu vertreten; allein in dieser Zeit erfolgte der Friede, und er erhielt den Befehl nach Preußen zu marschiren.

Herr Ebmeier, mein bisheriger Lehrer, blieb in Minden zurück. Ich hatte bis dahin Deutsch, Lateinisch und Französisch lesen, aber weder Schreiben noch Rechnen gelernt, und von den Anfangsgründen der Lateinischen Sprache, Geographie und Geschichte wußte ich hin und wieder etwas, im Ganzen aber für meine Jahre nicht viel, woran aber nicht mein Lehrer, der es gewiß an seinem Fleiße nicht ermangeln ließ, sondern meine jugend-

liche Wildheit Schuld war. Für meinen Körper war, ungeachtet meines lahmen Fußes, viel geschehen. Ich war durch die Reisen und beständigen Bewegungen in freier Luft abgehärtet und hatte eben sowohl Mangel als Ueberfluß zu ertragen erlernt. Mein Vater, der den Grundsatz hatte, daß seine Kinder alles genießen sollten, um nie nach einer Speise oder *einem* Getränke lüstern zu werden und darauf hohen Werth zu setzen, hat bei mir hiedurch seinen Zweck erreicht. Denn so wohl ich's mir schmecken lasse, wenn's da ist, so leicht bin ich auch jede Befriedigung des Geschmacks zu entbehren im Stande; und ich weiß es mir nicht zu besinnen, daß ich außer auf dem Krankenbette, und selbst auch alsdann nicht mit Heftigkeit nach irgend einer Speise oder einem Getränke ein Verlangen gehabt hätte. Mein Körper war fest, für meine Jahre stark. Die Natur hatte mir eine glückliche Gesichtsbildung gegeben. Eine gewisse Offenheit lag ohnehin in meinem Character, unter dem beständigen Gewühle von Menschen worunter ich lebte, hatte ich mich äußerlich gut zu benehmen erlernt, und ging überall sehr freimüthig, nicht zudringlich, aber doch ohne Scheu zu Werke. Hiedurch erwarb ich mir auch die Gunst des Englischen Artillerie-Obersten Philipps, eines sehr großen Kinderfreundes, mit dem ich mich,

obgleich seine auffallende Physiognomie, sein breites, sehr rothes Gesicht, die Haare, die unter der Perrucke hervorragten und sein äußerst feuriges Auge die Kinder größtentheils zurückschreckten, häufig unterhielt, besonders da die Parade der Englischen Artillerie in Minden vor dem Hause, wo meine Mutter wohnte, aufzog. Philipps machte daher dieser einst in allem Ernste den Antrag, daß, wenn sie mich ihm abtreten wollte, er mich zu adoptiren bereit wäre; und da mir mein lahmer Fuß bei meiner Neigung zum Reiten lästig zu werden anfing, so suchte mich Philipps dadurch zu gewinnen, daß er mir versicherte, wenn ich mit ihm nach England käme, so würde, mit Hülfe geschickter Aerzte und der Wasser zu Bath, mein Fuß leicht geheilt werden.

Diese Neigung zum Reiten und zu den Pferden war, da ich unter Cavalleristen erwuchs, mir von der frühesten Jugend an eigen, und in einem Alter von zwei bis drei Jahren bat ich es mir immer von meiner Mutter als Gunst aus, den Nachmittagsschlaf im Stalle auf einem Bunde Heu halten zu dürfen. Auch war ich ungeachtet meines lahmen Fußes, mich auf ein Pferd zu schwingen und fest darauf zu sitzen im Stande.

Durch die Verhältnisse meines Vaters waren indeß manche eigenthümliche Begriffe in meiner Seele erzeugt worden. Der Mensch wurde von meinem Vater, und den Offizieren, die ihn umgaben, immer nur als Krieger beurtheilt und geschätzt. Ein kühner entschlossener Mann, der nichts auf sich sitzen läßt, keine Gefahr scheut, sich auf der Stelle zu helfen weiß, nicht vor einer Menge von Feinden erschrickt, sondern sich muthig unter sie hineinstürzt — von einem solchen Manne hörte ich nur immer mit Achtung und Bewunderung sprechen; solche Verdienste, solchen Ruhm mir einst zu erwerben, dies war der Wunsch meiner Knabenjahre, und selbst erblindet und als Greis haften noch die Spuren dieser frühen Eindrücke. Von Sanftmuth, Nachgiebigkeit und Geduld, von Ertragung des Unrechts, von Standhaftigkeit im Leiden, die mir doch in der Folge mehr, als alle Aeußerungen der Kraft nöthig waren, davon erhielt ich keinen Begriff. Alle Kampfgefährten meines Vaters suchten die militairische Stimmung in mir aufzureizen, und viele schützten mich bei meiner jugendlichen Wildheit. Ich erinnere mich, daß, als mein Vater mich einst wegen eines Muthwillens züchtigen wollte, ich dem damaligen Rittmeister von Usedom zwischen die Kniee mit dem Ausrufe lief: ein Hundsfott, der

mich schlagen läßt! Mein Vater wollte sich daran nicht kehren, aber Usedom nahm mich in Schutz; am Ende lachten beide und ich entging hiedurch der Strafe. — Ein andermal neckte mich der damalige Rittmeister, nachherige General von Trenck, ich schimpfte, und er forderte mich auf Pistolen. Ich nahm die Ausforderung an, und Usedom war mein Secundant. Er lud die Pistolen, und im Pferdestalle zu Nordkirchen unweit Münster, wo mein Vater damals in den Winterquartieren stand, wurden die Anstalten zum Duelle gemacht. Es wurde gewürfelt, wer den ersten Schuß thun sollte; denn man versicherte, daß, da wir nur sechs Schritt von einander entfernt standen, jeder Schuß nothwendig tödtlich wäre. Mir war bei der Sache, die man ganz ernstlich behandelte, gerade nicht wohl zu Muthe. Doch siegte mein Stolz; ich ließ meine Furcht nicht merken, und würfelte. Wahrscheinlich lenkten es die Secundanten so, daß mir der beste Wurf zu Theil wurde. Usedom empfahl mir gut zu zielen. Ich thar's, drückte los, und Trenck fiel. Ich war überzeugt, daß die Pistolen mit Kugeln geladen gewesen, denn man hatte mir solche beim Laden gezeigt, und glaubte es daher auch, da alle Anwesende ausriefen, Trenck ist todt! Wo mag die Wunde sein? fragte Usedom. Auch ich trat

näher, um dieselbe zu sehen, aber in dem Augenblicke schnappte Trenck nach meinem Finger, ich, der ich meinem Gegner getödtet zu haben glaubte, sprang jetzt erschrokken zurück, um nicht von ihm gebissen zu werden, und glich hierin auch manchen erwachsenen Menschen, die wenn alle ihre Kräfte, aufgereizt wurden, alles für ihren Zweck sich selbst dafür hinzuopfern bereit, und daher furchtbar sind, die aber, wenn diese erzwungene Spannung nachläßt, oft bei einer Kleinigkeit zurückbeben. Im Ganzen war man jedoch mit meinem Muthe zufrieden, und ich fühlte hiedurch meine Eitelkeit geschmeichelt.

Ueberhaupt entsprang bei mir die sonderbare Stimmung, kleine Gefahren aufzusuchen, um solche zu überwinden, und so erinnere ich mich, daß ich einst in einen Garten ging, wo ein hoher gerader Baum stand, dessen Aeste erst in beträchtlicher Höhe anfingen. Mein Lehrer äußerte zu den Anwesenden, daß es gefährlich wäre, auf diesen Baum hinauf zu klettern. Ich schlich mich nachher insgeheim in den Garten, erkletterte den Baum, stieg wieder hinab, erzählte dies niemanden, freute mich aber herzlich, etwas gethan zu haben, welches erwachsene Leute für gefährlich hielten. Bei einer ähnlichen Begebenheit kann ich kaum sechs Jahr alt gewesen sein.

Sie ereignete sich zu Minden, wo meine Mutter auf dem Kamp wohnte. Dieser Theil der Stadt liegt sehr hoch, und ein anderer Theil derselben tief im Grunde. Hinter dem Hause, welches meine Mutter bewohnte, war ein Garten, den eine Mauer begränzte, und von dieser Mauer konnte man unten in den steilen Abgrund hinab sehen. Mein damaliger Lehrer Eberhardi stieg, ich weiß nicht warum, auf diese Mauer. Ich möchte, sagte er, hier nicht lange stehen, denn mich schwindelt, wenn ich hinabsehe; und ich beschloß nun dies Schwindeln zu versuchen. Es war an der Mauer eine Laube, mit Weinstöcken bezogen; auf den Latten, woran diese Weinstöcke gebunden waren, kletterte ich bis oben auf die Laube, von da bis auf die Mauer. Ich setzte mich darauf, als ob ich ritt, und sah in den Abgrund. Jetzt überfiel mich ein Schwindel; ich wollte mich an der Laube halten, ergriff aber einige schwache Weinranken, die sogleich brachen, und ich stand im Begriff hinab zu stürzen. Aber instinktmäßig machte ich jetzt die Augen zu, und blieb steif sitzen. Der Schwindel verging, ich kletterte wieder auf die Laube und kam glücklich hinab.

Alle Knabenspiele waren damals Krieg. Wir warfen Festungen auf, feuerten mit kleinen

nen Kanonen, machten Feuerwerke, und hiedurch wurde Schießpulver eins meiner liebsten Spielwerke. Ich erinnere mich noch einer Scene, wobei ich, einer der Jüngsten, nur eine Nebenrolle spielte. Der verstorbene Kammerpräsident, und der jetzige Hofmarschall von Massow, von Böhm, der Stiefsohn des nachherigen Russischen Generalquartiermeister von Bauer, mein ältester Bruder, ein von Herwarth, der nachher auch in Russische Dienste ging, und noch einige Knaben waren einst zu Minden im Garten; drei Candidaten, unsere Lehrer, saßen bei einander in dem Zimmer. Wir Knaben verfielen, da wir ein Stück von einer Bombe, die wahrscheinlich bei dem Bombardement von Minden in unsern Garten gekommen war, dort fanden, auf ein Gespräch von Bomben: und dies führte endlich auf den Gedanken, selbst eine Bombe zu verfertigen. In einer Feldflasche meines Vaters wurde ungefähr ein halb Pfund Pulver geschüttet. Der Hals der Feldflasche wurde mit Werg verstopft und oben darauf eine glühende Kohle gelegt. Wir berechneten, daß die glühende Kohle den Stöpsel durchbrennen und ins Pulver fallen sollte; aber die Kohle wollte erlöschen, Herwarth hatte Tollkühnheit genug, sie aufzublasen, und lief hierauf so wie wir alle, davon. Die Flasche flog mit einem großen Knall in die Höhe. Dies veran-

laßte, daß unsere Lehrer in den Garten kamen, wo denn jeder seine Zöglinge züchtigte. Doch ließ ich mich hiedurch nicht abschrecken, als ich einst von Minen reden hörte, einen Versuch zu wagen, ob mich das Pulver in die Höhe heben würde. Ich machte zu diesem Zweck eine kleine Grube, schüttete etwas Pulver hinein, und bedeckte dies mit Erde, nachdem ich zuvor eine kleine Patrone bis auf das Pulver in die Erde geführt hatte. Ich stellte mich jetzt über meine Mine, und zündete die Patrone an; da ich aber nur wenig Pulver gehabt hatte, so veranlaßte ich bloß einen starken Knall.

So hatte ich als Knabe mich wenigstens bei manchen Veranlassungen ohne Furcht, und mit Männern verschiedenen Standes ohne Scheu zu benehmen gelernt, war an rastlose Beschäftigung gewöhnt worden, hatte einiges gesehen, mein gutes Gedächtniß hatte die Begriffe aus der Anschauung aufbewahrt, und dies wurde mir nach dem Erblinden äußerst nützlich. Da meine Eltern nun nach Preußen zurückkehren sollten, unser Wagen aber durch meine Mutter, drei Schwestern, und zwei Domestiken besetzt war, so erbot sich die Frau von Santha mich nach Preußen in ihrem Wagen zu nehmen. Ihr Gemahl, der damalige Rittmeister, nachheriger Oberst

von Santha, verrieth damals viel Anhänglichkeit für meinen Vater. Ich war unter meinen Geschwistern sein Liebling, und erinnre mich noch, daß ich während des Krieges einige Wochen, als er zu Herbern und Westerwinkel im Münsterschen stand, mich von meinen übrigen Geschwistern abgesondert bei ihm aufhielt. Er stand bei den gelben Husaren, wovon zwei Escadronen bei der alliirten Armee waren, und seine Gattin war eine alte gutmüthige Frau, die nie Kinder gehabt hatte, sich aber herzlich freute, wenn die Leute mich, den sie sehr lieb gewann, für ihren Sohn hielten. Bald merkte ich ihr dies ab. Befriedigte sie meine kleinen Wünsche, dann hieß sie liebe Mama, hingegen Frau Rittmeisterin, sobald sie meine Bitte abschlug; und das Wörtchen: liebe Mama that ihr so gütlich, daß sie mir überall meinen Willen ließ, weshalb ich denn ziemlich verwildert nach Preußen kam, wo mein Vater bald mit dem Obersten Lossow äußerst zerfiel.

Die drei Escadronen hatten sieben Französische Standarten erobert, und Beust hatte schon bei dem Könige angefragt, wo sie bleiben sollten. Friedrich hatte geantwortet: die Husaren sollten sie behalten, und in Friedenszeiten bei den Revüen führen. Mein Va-

ter übergab nun, nicht ohne Wohlbehagen, die Standarten und den Brief des Königs dem Obersten von Lossow. Man muß den Plunder, sagte dieser, in ein Zeughaus geben oder in einer Kirche aufhängen; denn was sollen 10 Escadronen mit 7 Standarten? Ich kann nicht dafür, sagte mein Vater erbittert, daß die übrigen Escadronen sich keine geholt haben. In diesem Tone waren noch einige Gespräche. Der Oberst von Lossow machte häufige Abänderungen in der Montirung der Offiziere. Mein Vater äußerte sich laut dagegen; denn er sagte, die mehresten Offiziere wären arm und diese Abänderungen drückend für sie. Auch ließ Lossow die Husaren, welche eine Strafe verdienten, an Pfähle binden, und mit zusammengeflochtenen Weidenruthen geißeln; mein Vater erklärte diese Strafe für gesetzwidrig. So entsprang bald die heftigste Feindschaft. Oletzko wurde die Garnison meines Vaters. Dieser war nur eine kurze Zeit dort gewesen, als er durch ein königliches Handschreiben den Befehl erhielt, seine Escadron dem Rittmeister von Gröling zu übergeben, und wegen seiner anderweitigen Anstellung sich bei dem General-Inspecteur, dem General von Bülow zu melden. Mein Vater war hiemit nicht unzufrieden, er sah ein, daß er und Lossow nicht in Frieden leben könnten, freute sich

von ihm getrennt zu werden, hoffte hiedurch nichts einzubüßen, und wählte vorläufig auf Kowallen, dem Gute eines Beamten, den er vor dem Kriege kennen gelernt hatte, seinen Wohnsitz. Er selbst eilte nach Königsberg zum General von Bülow.

Meine Mutter stattete in der Nähe einen Besuch ab, und hatte mich zurückgelassen. Ich fütterte ein englisches Windspiel; dies sprang über einen Zaun, ich wollte es mir holen, und kletterte nach. Schon saß ich auf dem Zaun, wollte eben den zweiten Fuß auf die andere Seite heben, und hatte das oberste Brett mit der einen Hand befaßt; als die Nägel, womit dies Brett an einer Ecke an einen Pfahl befestigt war, heraus fielen, und indem ich mich über den Zaun schwang, dies Brett zurück prallte. Ich fiel, mein rechter Arm glitt auf die entgegengesetzte Seite des Zaunes hinab, das zurückprallende Brett klemmte ihn ein und zerschmetterte ihn unweit des Ellbogens. Ich blieb an diesem Arme hangen, hatte aber noch so viel Besinnung, das Brett mit der linken Hand zurückzudrängen; zog hierauf den zerschmetterten Arm hervor und fiel auf die Erde. Ich rief nach Hülfe. Der Aermel wurde aufgeschnitten. Eine alte Frau besann sich darauf, mir Weinumschläge zu ma-

chen, ein Bedienter meines Vaters eilte nach dem zwei Meilen davon entfernten Goldap, und holte den Wundarzt. Der Bruch des Arms war gefährlich. Ehe die Splitter sich trennten und herausgenommen wurden, vergingen beinahe drei Monate; ich litt viel. Indeß erzeugte sich in der Gegend des Ellbogens ein Knorpel, durch den zugleich, da, wo die Splitter herausgenommen waren, ein neues Gelenke gebildet wurde. Noch jetzt ist dieser Theil des Armes, wenn ich ihn berühre, sehr empfindlich und es sind drei Narben kenntlich, durch die gesplitterten Knochen veranlaßt, welche hier das Fleisch durchbohrten. Der rechte Arm wurde kürzer als der linke, auch erhielt ich nie in ihm so viel Kräfte als in diesem. Doch erwarb ich während der Zeit, da ich den rechten Arm weniger brauchen konnte, eine große Fertigkeit in der linken Hand, so daß ich eine Zeit lang, so wie es mir einfiel, bald mit der Rechten bald mit der Linken aß; und noch in meinen spätern Jahren blieb ich geübter im Gebrauche meiner linken Hand, als es viele Menschen sind.

Mein Vater beschloß, da ich genesen war, nach Königsberg zu ziehen, denn General von Bülow hatte ihm gesagt: er habe den königlichen Befehl ihn anzustellen, nur müße

mein Vater sich gedulden, bis er seiner Anciennität gemäß angestellt würde und dieses könnte sich vielleicht, — denn Bülow stand in Pommern und kam alle Jahre einmal nach Preußen — bis auf seine nächste Wiederkunft nach Preußen verziehen. Mein Vater fand in Königsberg einen bekannten Arzt. Es war Doctor Gervais, Regimentschirurgus bei dem damaligen Regimente von Syburg. Ich bedurfte seiner Hülfe, weil mein Arm noch steif war, und bei dieser Gelegenheit wurde ihm zugleich mein rechter Fuß gewiesen, an dem viele Aerzte schon fruchtlos Versuche gemacht hatten. Gervais versicherte: er wolle mit Hülfe einer Maschiene, in welcher der Fuß einige Zeit hindurch liegen sollte, ihn zum regelmäßigen Wuchse zwingen. Ich, der einige Monate lang am Arm gelitten und größtentheils gelegen hatte, mußte nun ungefähr 6 Monate hindurch unaufhörlich sitzen, indem mein Fuß in einem hölzernen Kasten stak. Wie glücklich wäre ich gewesen, hätte ich damals einigen Unterricht und Zerstreuung gehabt; aber erst, nachdem ich drei Monate in diesem Kasten gesessen hatte, erhielt ich einen Lehrer. Auch Bücher hatte ich nicht. Mein Vater hatte ein paar alte Romane, den nordischen Hyacinthus, den Herkules und Herkuliskus, und Klimms unterirdische Reisen für sich geliehen. Es war für mich ein Glück,

wenn ich dieser Bücher habhaft werden konnte, und ich erinnere mich, daß ich damals ein Kochbuch meiner Mutter und ihre Gebetbücher, um nur nicht müßig zu sein, einige Male durchlas. Ich fiel um meine Langweile zu vertreiben darauf, allerlei Figuren aus Papier und Karten zu schneiden, oder auch aus Wachs zu bilden. Es gelang mir damit ziemlich gut; aber mein Vater sah es nicht gern, sondern schalt sogar späterhin, wenn er mich bei solchen Spielwerken erblickte, denn er hatte mich immer mit großer Lebhaftigkeit handeln sehen, und daher that es ihm einigermaßen wehe, wenn er mich bei so kleinlichen Beschäftigungen fand, indem die Emsigkeit, womit ich sie betrieb, zugleich sein Vertrauen auf meine Thätigkeit und Kühnheit schwächte.

Ein Candidat Schulz wurde endlich mein Lehrer. Er besaß, insofern als ich solches wegen meiner damaligen Jugend zu beurtheilen im Stande bin, wissenschaftliche und gute musikalische Kenntnisse, nur fehlte ihm Gewandheit; auch wußte er sich beim Unterrichte gar nicht zu benehmen. Er ließ meinen ältesten Bruder die Vorlesungen auswendig lernen, welche er über Dogmatik hörte, war ein sehr eifriger Crusianer, und verließ nach wenig Monaten das Haus meines Va-

ters. Sein Nachfolger Goburreck, ein Theologe, der schon vorher Lehrer bei einigen jungen Russen gewesen war, besaß Kenntnisse, doch lernte ich bei ihm äußerst wenig, denn ich entkam endlich dem Kasten, worin ich doch allmälig, wenn ich allein war, zu gehen und zu springen erlernt hatte, aber von meinem Vater, der mich einst hiebei überraschte, hart gezüchtigt wurde. Mir wurden dagegen eiserne mit Hirschhaut gefütterte Schienen an den Fuß gelegt, und mit einer Binde daran befestigt. Mit diesen sollte ich gehen, allein ich lernte auch bald damit springen, und der gute alte Doctor Gervais konnte immer nicht begreifen, woher das Eisenblech so oft brach. Wenn ich vor seinen und meines Vaters Augen war, mußte ich sehr langsam gehen; ich lernte mich hiedurch beobachten, und anhaltend verheimlichen; denn sobald ich von ihnen nicht beobachtet wurde, hielt ich mich schadlos, und meine große Wildheit, wurde mir bei dem Unterrichte den ich erhielt, äußerst hinderlich, weil ich beständig mit meinen Gedanken umherschweifte.

Lag es im weisen Plan der Vorsehung, daß ich erblinden sollte, so waren mir die Leiden an meinem Arme und Fuße höchst vortheilhaft, weil ich dadurch Körperschmerz und Widerwärtigkeiten zu ertragen gewöhnt

wurde, auch würde man mich, wenn mein Fuß nur erträglich geblieben wäre, bei der Reiterei untergebracht haben; jetzt machte dies aber mein beschädigter Arm unmöglich, und ich wurde, welches sonst wahrscheinlich unterblieben wäre, mich für die Wissenschaften zu bilden gezwungen.

Jetzt begann auch meine religiöse Bildung. Mein Vater hatte während des Krieges, auf die Anfrage meiner Mutter: in welcher Religion die Söhne erzogen werden sollten, geantwortet, er wünsche daß wir gute Menschen und gute Christen würden; dies war meiner eifrig lutherischen Mutter, und den Candidaten, unsern damaligen Lehrern, höchst willkommen. Wir wurden daher in der Lutherischen Religion unterrichtet, und selbst hin und wieder, wie durch die Geschichte von Curas und Zopf, womit wir bekannt gemacht wurden, einige Abneigung gegen den Katholicismus erweckt. Unerwartet erklärte jetzt mein Vater, bei dem vielleicht bei der Ruhe worin er jetzt lebte, der Indifferentismus verschwunden waren, daß seine Söhne katholisch werden sollten, und da er auch in seinem Hause strenge Subordination zu behaupten wußte, so fand, wenn die Sache gleich meiner Mutter viele Thränen kostete, kein Widerspruch statt. Daß ich und mein

Bruder, bei unserer damaligen Stimmung, die katholische Religion gewählt hätten, glaube ich nicht, wol aber, daß wenn ich seit meiner frühesten Kindheit, in der Katholischen oder einer andern *Religion*, ohne alles Schwanken erzogen wäre, mir dies in vieler Hinsicht nicht geringen Vortheil gebracht haben würde; denn ich bin überzeugt, daß der Mensch der *oft*, bei verschuldeten und unverschuldeten *Leiden* auf dieser Erde von allem Troste verlassen, beinahe verzweifelnd dasteht, völlig zu sinken verhindert wird, wenn er sich noch an etwas Uebersinnliches halten und wo er hienieden keine Hülfe sieht, sie dennoch aus einer unsichtbaren Welt erwarten darf. Diese Hoffnung und dieses kindliche Vertrauen aber, ist um so stärker, wenn der Mensch, ohne durch irgend einen Zweifel beunruhigt zu sein, mit unerschütterlichem Glauben an eine positive Religion hängt; bei mir aber war dies Hinüberschwanken, von einem Religions-Unterrichte zum Andern, die Grundlage jenes Indifferentismus, der bei mir, nachdem ich das Haus meiner Eltern verlassen hatte, einige Jahre hindurch herrschend wurde. Meine Abneigung gegen den Katholicismus wurde in meinen frühern Knabenjahren, noch durch eine lächerliche Furcht erhöht. Ich weiß nicht warum man mich damals mit Mönchen und dem Kloster geschreckt hatte; auch erzählte

mein Vater verschiedentlich, wie er von den Jesuiten mit großer Härte erzogen wäre. Jetzt merkte er wol, daß ich nicht Soldat werden konnte, und sagte ein paar mal scherzweise: es sei besser, daß ich ein Pfaffe würde. Bald fiel mir ein, mein Vater ließe mich katholisch werden, um mich wohl gar in ein Kloster zu bringen.

Sein Schicksal erhielt auch eine neue Richtung. Der General von Bülow, damaliger General-Inspecteur, kam im Jahr 1764 wieder in das Land. Er war ein gerader, redlicher und offener Mann. Er und mein Vater lernten sich genauer kennen. Der letzte drang einst in ihn wegen seiner Wiederanstellung. Bülow sagte: ich an Ihrer Stelle setzte mich in Ruhe. Mein Vater wurde aufmerksam. Es kam endlich so weit, daß Bülow erklärte, wenn mein Vater ihm sein Ehrenwort gebe, die Sache zu verschweigen, so wolle er ihm etwas entdecken, daß ihm sehr nützlich sein könne. Mein Vater ging dies ein, und da Bülow ihm nun gestand, daß er von dem Könige den Befehl habe, nicht ihn anzustellen, sondern hinzuhalten, so äußerte er, daß er unter diesen Umständen seinen Abschied wünsche, worauf Bülow entgegnete, daß er ihm diesen mit einem höhern Range anzubieten berechtigt wäre. Mein Vater dankte dafür und

erhielt seinen Abschied als Major, welches er schon einige Jahre gewesen war. Bülow aber vermochte es nicht, ihm zu enträthseln, warum er ihn auf königlichen Befehl dergestalt behandelt habe. Auch schien dies Benehmen gegen einen Major, der doch immer kein Offizier von besonderer Wichtigkeit ist, äußerst sonderbar. Nach einigen 20 Jahren erfolgte hierüber erst der Aufschluß. Der damalige Gouverneur von Königsberg, General-Lieutenant von Anhalt, lud meinen Vater zuweilen zu Tische und behandelte ihn mit vieler Güte. Einst war er etwas früh gekommen, und mit dem General-Lieutenant Anhalt ganz allein im Zimmer. Was wären Sie jetzt; fragte Anhalt; wenn Sie in der Armee geblieben wären? General der Kavallerie, erwiederte mein Vater. Sie sind noch so gesund und stark, fuhr Anhalt fort, warum verließen Sie den Dienst? Ew. Excellenz, sagte mein Vater, waren damals um unsern großen König, und wissen es vielleicht besser als irgend Jemand, woher ich verdrängt wurde, und ich würde jeden Aufschluß darüber mit Dank erkennen. Sie haben Recht, sagte Anhalt, ich weiß die Sache, und habe leider, weil ich Sie nicht kannte, zu ihrem Nachtheil gewirkt. Ich glaubte General Lossow sei mein Freund, und hielt ihn für einen sehr rechtschaffenen Mann; dieser aber schrieb

mir, gerade als ich mit dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig einige Unannehmlichkeiten gehabt hatte: bei seinem Regimente stehe der Major von Baczko, der freilich im Kriege seine Schuldigkeit gethan hätte, aber durch seine Jahre und seine Wunden völlig invalide wäre. Er besitze die Gnade des Herzogs Ferdinand und des Erbprinzen von Braunschweig, durch die er ein großes Vermögen erworben hätte, wäre äußerst anmaßend, und habe ungescheut erklärt, daß er ein Ungar und Katholick, sein Vermögen in die Oestreichischen Staaten ziehen und sich dorthin begeben würde, sobald man ihn aus der Armee entlassen sollte. Hierauf aber begründete nun Lossow den Wunsch, daß dieser invalide Mann aus dem Regimente, nicht aber, daß sein großes Vermögen aus Preußen komme. Er bat mich daher dem Könige die Sache vorzutragen, und dergestalt einzuleiten, daß Sie aus dem Regimente entfernt, aber durch Hoffnungen so lange hingehalten würden, bis Sie Sich in Preußen auf irgend eine Weise angekauft hätten. Dieses habe ich dem Könige vorgestellt; weil man Ihr Vermögen im Lande behalten wollte, wurde Bülow, wie Sie wissen, instruirt, und jetzt ist es mir höchst wahrscheinlich, daß Lossow den ersten Ausbruch Ihrer Hitze mäßigen, und Sie an gewaltsamen Schritten hindern wollte.

So war die Entlassungsgeschichte meines Vaters erläutert. Dieser hatte, ehe er seinen Abschied erhielt, verschiedentlich an den König geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Jetzt machte er auch seine Forderung von 10000 Thaler rege. Nachdem er einige Male geschrieben hatte, erfolgte die Antwort: daß die Sache untersucht werden sollte; aber dies unterblieb. Er wandte sich an den Herzog Ferdinand von Braunschweig. Dieser antwortete: da er nicht mehr in Preußischen Kriegs-Diensten stehe, so könne er sich für die Sache nicht direct verwenden, sollte er aber darüber befragt werden, so wäre er die Richtigkeit dieser Forderung zu bezeigen bereit. So gerieth die Sache ins Stocken. Mein Vater kaufte jetzt für 12000 Thaler — einen damals hohen Preis — das Gut Borken bei Sensburg, verstand aber nicht das Geringste von der Landwirthschaft, wurde daher von Pächtern und Verwaltern auf das schändlichste betrogen. Unerwartete Unglücksfälle, Hagelschlag, Mißwachs, Viehsterben, Feuersbrunst, kamen hinzu, und da mein Vater sein Gesinde vortrefflich hielt, seine Unterthanen im Wohlstande erhalten, keine Abgaben erhöhen wollte, selbst aber, an die Freunden des Umgangs gewöhnt, diesem nicht entsagte: so nahm sein eigener Wohlstand unaufhörlich ab.

Ich blieb, weil Gervais noch immer meinen Fuß zu heilen hoffte, in dessen Hause zu Königsberg. Mein ältester Bruder, der mit mir einen Lehrer hatte, und hier Mathematik studiren sollte, blieb daher auch in diesem Hause, und da die Frau Doctorin Gerwais eine weibliche Pensionsanstalt errichtet hatte, so blieb auch meine älteste Schwester in derselben. Goburreck, mein Lehrer, war ein gewandter Mann, der mancherlei Kenntnisse besaß, nützte aber meinem Bruder sehr wenig. Er begleitete den letzten in die Vorlesungen des Hauptmann v. Douailly, des ersten Lehrers, den Friedrich der Große bei der Ecole militaire zu Königsberg anstellte. Goburreck sprach fertig französisch; dies war Douailly, der äußerst wenig Deutsch konnte, höchst willkommen, und da Goburreck nicht aus Neigung Theologe war, so ließ er sich leicht durch Douailly dahin bewegen, sich ganz den militairischen Wissenschaften zu widmen. Dies aber lenkte seine Aufmerksamkeit von meiner Erziehung ab. Ich blieb mir größtentheils selbst überlassen; bloß in der Französischen Sprache wurde noch einiges ernstlich mit mir getrieben, weil im Gervaisschen Hause diese Sprache viel galt, und so bekam ich wenigstens einige Kenntnisse des Französischen, welches ich freilich mit der fehlerhaften Aus-

spra-

sprache der Colonie, aber doch fertig zu sprechen erlernte. In allen übrigen Wissenschaften that ich nichts. Doch las ich selbst manches zur Verscheuchung der Langweile, und weil ich während des Krieges unter Soldaten erwachsen war, gewährte mir Geschichte der Kriege viel Vergnügen. Goburreck selbst hatte ein paar Werke über Geschichte; und in der Bibliotheck des Doctor Gervais fand ich unter andern Gottfrieds Chronick mit Merians Kupfern, die mir damals viel Vergnügen gewährte, nebst Ansons und andern Reisen.

Mein Fuß wurde indeß nicht besser, im Gegentheil, zwischen eisernen Schienen durch Binden zusammen gepreßt, schien der Umlauf der Säfte gehindert zu werden, und er blieb seit dieser Zeit beträchtlicher als bisher im Wachsthum zurück; allein mein gebrochener Arm erhielt besonders durch das bei mir äußerst wirksame Tropfbad die völlige Biegsamkeit wieder. Der jüngste Sohn des Doctor Gervais, der als Stadtrath zu Elbing starb, war mein Spiel- und Schulgefährte. Er war etwas älter als ich, aber im Unterrichte noch mehr als ich vernachläßigt. Ich wurde daher durch ihn nicht zur Nacheiferung angespornt, sondern es entsprang vielmehr ein kleiner Stolz, ein gewisses Selbstgefühl

und das Bewusstsein einer Ueberlegenheit — alles Dinge, die mir nicht vortheilhaft waren. Ich ein sehr munterer Knabe, war durch meine Erziehung und den vielen Umgang mit Menschen sehr dreist geworden; plauderte mit den erwachsenen Mädchen, belustigte sie durch manchen kleinen Muthwillen, und wurde bald der Liebling der weiblichen Kostgängerinnen, die, so wie die beiden ältesten Töchter des Hauses, zwischen 16 und 20 Jahren waren. Die Mädchen ließen es mich merken, daß sie mich für einen schönen Knaben hielten, und meine Eitelkeit erwachte. Ich weiß nicht mehr genau, wer von meinen Erziehern das Küssen eines Knaben mit Frauenzimmern für unanständig erklärt und mich, wenn ich mich küssen ließ, ausgelacht hatte. Bald hatten dies auch meine Eltern und Geschwistern gethan. Mein Stolz empörte sich. Ich wollte nicht ausgelacht sein, und sträubte mich nun gegen jeden Kuß auf das ernstlichste, so daß ein Frauenzimmer, die mich zu küssen drohte, mich sogleich zur Flucht bringen konnte. Doch war mir die Empfindung selbst gar nicht unbehaglich, und daher kam ich auf den Gedanken, mich küssen zu lassen und doch nicht meinen Willen drein zu geben. Ich setzte mich nämlich auf einen großen Lehnstuhl, der im Vorzimmer des Gervaisschen Hauses stand, und that als ob ich fest schliefe.

die Mädchen, weil ich vor ihren Küssen lief, kamen nun auf den Einfall, mich schlafend zu küssen. Ich betrug mich dabei, als wäre ich nicht aufzuwecken, ausser wenn eine kam, die mir nicht sonderlich gefiel. In einem solchen Fall fuhr ich auf als ob ich erwache, und stellte mich äußerst aufgebracht. So wurden dunkle Gefühle geweckt, und ich lernte mich verstellen. Zwei Frauenzimmer im Hause — beide ruhen jetzt schon im Grabe — hatten sich vorzüglich meine Anhänglichkeit erworben; eines war die verstorbene Geheime Räthin Gervais. Sie war etwas jünger als ich, sanft und nachgiebig, befolgte bei unsern Kinderspielen meine Vorschriften, war, so oft ein Spiel oder eine ähnliche Sache berathschlagt wurde, immer meiner Meinung, und dafür vertheidigte ich sie denn auch, wenn es kleine Kämpfe gab. Gewiß noch einmal so alt als ich war eine Demoiselle Gerhard, Sie war die älteste unter allen Kostgängerinnen, und nicht schön, denn sie hatte viel durch die Blattern gelitten, allein äußerst sanft und gutmüthig. Ich fühlte für sie eine ganz besondere Anhänglichkeit, und ob ich gleich hiebei keine deutliche Begriffe hatte, so war es mir doch sehr unangenehm, als sie die Braut des Lieutenant Schlemüller wurde.

Ich hatte folglich nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt im Hause des Doctor

Gervals etwas französisch, vorzüglich plaudern, übrigens wenig gelernt, war noch lebhafter und muthwilliger geworden, und Eitelkeit, auch manche dunkle Gefühle waren aufgeregt; doch hatte ich mir eine gewisse Lebhaftigkeit des Ausdrucks erworben; auch war durch die Mädchen in mir der Trieb zu kleinen Spöttereien rege gemacht, weil mir immer die eine, wenn ich mich über die andere lustig machte, Beifall zulächelte; und ich hatte mich hiedurch in einer Art von bitterm Witz, aber freilich im kindischen Maaßstabe geübt, denn ich war jetzt noch nicht älter als neun Jahr. Ich lernte in diesem Hause die beiden Brüder Freiherrn von Schrötter kennen; der nachherige Minister war damals ein junger Officier unter dem Dragonerregimente von Meyer. Einst fragte er mich an seiner Tafel: ob von ihm noch ein Bild aus meinen Jugendjahren in meiner Seele übrig geblieben wäre? ich bejahte dies, fügte aber lächelnd hinzu: vielleicht ein ganz anderes, als Ew. Exellenz muthmaßen. „Und welches?" fragte der Minister. „Wenn ich, erwiderte ich, mir aus der Anschauung ein Bild von Ew. Exellenz vor die Seele zurückführe, so stehen Sie als ein junger blühender Officier vor mir, aber jederzeit mit weiß seidenen Strümpfen." „Warum denn nicht mit Stiefel und Sporn?"

fragte der Minister. „Weil, antwortete ich, *in* dem Zeitpunkte, als ich im Gervaisschen Hause war, Sie von den jungen Damen als ein vorzüglicher Tänzer gerühmt wurden, ich Sie daher *ganz* besonders beim Tanze beobachtete uud mir dies Bild in der Erinnerung blieb.“

Der *nachherige* Kanzler Freiherr von Schrötter, war damals auf der Universität und *in* dem von Gröbenschen Stipendienhause. Er, ein Freund meines ältesten Bruders, lud diesen und mich, dem er auch als einem muntern Knaben geneigt war, den 11ten November des Jahres 1764 zu sich ein. Es war eine Gesellschaft von jungen Leuten bei ihm versammelt, worin sich Manche mit mir einließen, als plötzlich die Sturmglocke und die Lärmtrommel ertönte. Alle eilten davon, selbst mein Bruder, versprachen Nachricht einzuziehen und gleich zurückzukehren, nur Schrötter blieb mit mir zurück. Das Feuer, Getöse und Angstgeschrei wurde immer größer; denn es begann jene Feuersbrunst, wodurch Königsberg 369 Häuser und 49 Speicher verlor, so daß der dadurch entstandene Schaden auf 5 Millionen Thaler geschätzt wurde. Schrötter lief oft an das Fenster, Keiner von seinen Gästen kam zurück und von einigen Vorübergehenden erhielt er die Nach-

richt: daß wol in wenig Augenblicken der Kneiphof in Flammen stehen würde. „Ich will Dich nach Hause bringen“ sagte er, nahm mich am Arme und so eilten wir nach der Schmiedebrücke. Das Getümmel auf der Straße und das Angstgeschrei war entsetzlich, Schrötter hatte Mühe mich festzuhalten, daß ich nicht im Gewühle von ihm fortgedrängt wurde, besonders da ich bei den vielen Gegenständen, die ich sah und hörte, mich selbst vergaß. Mit großer Mühe kamen wir durch das Thor, welches damals aus der Altstadt nach der Schmiedebrücke führte und stießen hier plötzlich auf einen großen Haufen Volks mit Feuereimern uud Feuerhaken, dem ein paar Feuerspritzen folgten. Ich, mit meiner ungeheuern Lebhaftigkeit riß mich nun los, um diese Feuerspritzen, welche in dem großen Gedränge nur langsam fuhren, näher zu betrachten. Schrötter erhaschte mich noch hinten am Rocke, verwies mir meine Uebereilung und brachte mich, nicht ohne Lebensgefahr bis vor das Schloß, wo endlich das Getümmel sich legte, und von dort ohne weitere Gefahr bis hinter die Münze.

Beinahe jeder hielt den Untergang der ganzen Stadt für gewiß, alles packte ein und so ging es die ganze Nacht hindurch. Die vielen neuen Gegenstände beschäftigten mich

unaufhörlich. So stand ich am Fenster, welches nach dem Schloßteiche führte, indeß Doctor Gervais seine chirurgischen Instrumente verpackte, als das Feuer den Thurm der Löbenichtschen Kirche und die kleinen Thürme, welche damals auf derselben standen, ergriff. „Kommen Sie doch, rief ich, lieber Herr Doctor! der Thurm brennt, es sieht wunderschön aus!' O, rief der alte Doctor, indem er mir einen Stoß gab, wie kannst Du gottloses Kind, Dich über ein solches Unglück erfreuen!"

Doch ging die Gefahr bei dem Stadttheil, worin das Haus des Doctor Gervais lag, vorüber Ich blieb beinahe noch ein Jahr lang darin wohnen, erhielt späterhin, als ich von den Blattern befallen wurde, vom Doctor Gervais und während meiner academischen Jahre von ihm und den Seinen, so wie in der Folge noch von seinem Brudersohne dem Geheimerath Gervais, manchen Beweis des freundschaftlichen Wohlwollens.

Mein Vater nahm mich und meine ältere Schwester zu sich aufs Land; mein ältester Bruder aber wurde Junker unter dem Regimente Anspach-Baireuth. Dieses commandirte der damalige Generalmajor von Bülow, der als General der Cavallerie starb;

ein äußerst rechtschaffener Mann, heftig und übereilt, oft hart in seinen Ausdrücken, aber menschenfreundlich in seinen Handlungen. Man hielt ihn für geizig, jedoch nach seinem Tode mittelte es sich aus, was er sorgfältig verheimlicht hatte, daß er jährlich viertehalb tausend Thaler als bestimmte Jahrgelder an Arme gegeben. Einst in e nem vertraulichen Gespräche sagte er zu meinem Vater: „Ich bin als General-Inspecteur mit Schuld, daß Sie aus dem Dienste sind; denn ich hätte mich nicht auf die Berichte des Generals Lossow verlassen sollen, der Sie für invalid ausgab. Geben Sie mir Ihren Sohn ans Regiment; vielleicht kann ich hiedurch Ihnen manches ersetzen.“ So eine Erklärung war ganz im Geiste meines Vaters, und mein Bruder ging an das Anspach-Baireuthsche Regiment nach Pommern, blieb aber zuvor noch eine Zeitlang zu Borken, wo Goburreck mein Lehrer war, an dessen Stelle im Jahre 1765 der nachherige, jetzt auch schon verstorbene Justiz-Amtmann Roland zu Gumbinnen kam. Dieser spielte sehr gut das Klavier und die Violine, hatte eine gute Tenorstimme, machte einen artigen Vers, besaß viel Belesenheit in den damaligen Deutschen Dichtern, auch Kenntnisse in Geschichte und Geographie. Er verstand die Französische Sprache, wenn er sie gleich nicht fertig redete; mathematische

Kenntnisse fehlten ihm; auch mit der lateinischen Sprache schien er sich nicht vorzüglich beschäftigt zu haben. Sehr nützlich aber wurde mir sein Büchervorrath, hierunter die besten Dichter der damaligen Zeit, Uz, Hagedorn, Gleim, Lessing, Kroneck, Zachariae, Dusch, Rost, Gemmingen, Klopstock; einige Werke über Geschichte, einige alte Klassiker, und auch einige Werke in Französischer Sprache. Diese Bücher wurden in einem großen Bücherschranke in dem Zimmer, wo ich mit ihm wohnte, aufgestellt; und das Schicksal welches mich mein ganzes Leben hindurch führte, so daß ich jetzt die feste Ueberzeugung habe, die wichtigsten und heilsamsten Schritte meines Lebens nicht durch eigene Kraft und eigenes Nachdenken, sondern durch die Leitung der Vorsehung gethan zu haben, bewies sich in diesem anscheinend unbedeutenden Umstande für mich höchst günstig, denn ohne diese Bücher hätte ich vielleicht nie meine nachherige Bildung erhalten. Roland erwarb sich bald das völlige Zutrauen meines Vaters, weil er sich überall nachgiebig bewies, seine Kenntnisse sehr geschickt anzubringen und keine Blößen zu geben wußte. Er beförderte durch seine Gespräche die Unterhaltung meines Vaters. Einige junge Offiziere aus der Nachbarschaft, hierunter einige sehr achtungswerthe Männer,

von Berg, der als Major, von Malachowski, der als Oberst starb, der General Schimmelpfennig von der Oye, wurden seine Freunde, und hiedurch zugleich seine Lobredner. Roland gab dazu manchen Stoff, und so erregte ein artiges Gedicht, welches er auf den Tod der ersten Gemahlin des Major von Berg machte, in der ganzen Gegend die größte Aufmerksamkeit. Undankbarkeit aber würde es gegen Roland sein, wenn ich es nicht sagen sollte, daß er auch den besten Willen hatte, mich zu bilden. Nur traten manche Hindernisse in den Weg. Ich war, nach dem was ich vorher erwähnte, ein wilder, schwer zu erziehender, sehr vernachläßigter Knabe; Roland aber erst neunzehn Jahr alt. Der Sohn armer Eltern, hatte er sich auf der Akademie größtentheils durch Unterricht in der Musik erhalten, sich hiedurch Gewandtheit im Umgange, aber nicht Erziehungskenntnisse erworben; war dabei ein kränklicher Mann, Beschäftigung mit schönen Wissenschaften und der Tonkunst hatten ihn nicht zu mühsamen Anstrengungen des Schulunterrichts gewöhnt. Er konnte lebhaft sein, wenn er durch irgend einen äußern Umstand aufgereizt wurde; war aber ein großer Freund von Gemächlichkeit und ruhigem Lebensgenuß.

Von der andern Seite verlangte mein Vater wieder zu viel; denn dieser sah es

ein, daß ich jetzt nicht Soldat werden konnte, und nun hieß es: Ludwig soll studiren, und er forderte sehr rasche Fortschritte. Roland aber entschuldigte sich mit Recht durch meine bisherige Vernachläßigung und meine weit gehende Wildheit. Mein Vater, an einen schnellen Gang und harte militairische Maaßregeln gewöhnt, wurde bald unwillig, was aber dem alten in mancher Hinsicht gebeugten Manne auch nicht zu verargen war. Wie es mit den mehresten gebrechlichen Kindern, weil ihre Erziehung und Erhaltung den Müttern die mehreste Mühe gemacht hat, der Fall ist, war auch ich von der meinigen vorzüglich geliebt, und durch mein Feuer der Liebling der Offiziere, aber auch der Domestiken. Jede nachtheilige Handlung die ich beging, wurde übertüncht und verheimlicht, dagegen jede Aeußerung von Verstand, Muth und Kraft meinem Vater noch unter Lobsprüchen erzählt, der hiedurch in meinen Kinderjahren von mir keine geringen Hoffnungen hegte. Aber nur als Soldaten, glaubte er damals, konnten seine Söhne eine glänzende Laufbahn betreten, und ich verrieth vorzüglich manche gute militairische Eigenschaft; der Fehler an meinem Fuße war nach Erklärung der Aerzte unbeträchtlich, und so hatte mein Vater oft an mir einen ausgezeichneten, vorzüglichen Offizier zu erziehen

gehofft. Jetzt sah er auf meinen lahmen Fuß und den beschädigten Arm als Hindernisse seiner vormals glänzenden Entwürfe für mich. Mein Springen, als ich im Kasten und in den Schienen steckte, war ihm nicht unbekannt; den Bruch des Arms hatte ich veranlaßt, und so fiel die Schuld seiner gescheiterten Entwürfe zum Theil auf mich zurück. Er hatte bisher nur Lob und Gutes von mir erfahren; jetzt hörte er von einem Manne, der sein Zutrauen besaß, nichts als Tadel. Sein Unwille mußte, wie der eines jeden Getäuschten, um so heftiger sein, und gewöhnt seinen Befehlen durch Strenge, als Soldat Nachdruck zu verschaffen, wurde auch Roland zur Strenge gegen mich beauftragt.

Meines Vaters Zuneigung wurde mir bald noch mehr entzogen. Er erlitt wichtige Unglücksfälle. Kammer-Director von Meyen, der bei der alliirten Armee an der Spitze des Commissariats stand, suchte ihm ein Capital von beinahe 10000 Thaler, das er ihm anvertraut hatte, zu entziehen, und erst nach einem vieljährigen Prozesse bekam mein Vater bei der Unvermögenheit des Schuldners sein Capital, nicht völlig, und auch nur in Theilzahlungen zurück. Die für den König gemachte Auslage schien so gut wie verloren. Kriegsrath Gerhard, der Jugendfreund mei-

nes Vaters, erschoß sich, und dieser verlor 1200 Ducaten, die er ihm anvertraut hatte. Kaufmann Stoßnowski, bei dessen Mutter er als Lieutenant im Quartier lag, und der als Knabe oft auf seinem Schoße gesessen hatte, brachte ihn dahin, ihm 6000 Thaler vorzuschießen, deckte damit andere Gläubiger, machte einen Bankerott und kam auf einige Jahre in die Festung; mein Vater aber erhielt 25 Prozent. Er sah hiedurch und bei den vorher erzählten landwirthschaftlichen Verhältnissen und Unglücksfällen sein Vermögen hinschwinden, und bei der Stimmung, die dies zur Folge hatte, mußte auch sein gegen mich erregter Unwille desto lebhafter und bitterer werden.

Von der andern Seite stieg durch die mißliche Lage, worin sich mein Vater befand, seine Religiosität. Er war in seiner Jugend von Jesuiten erzogen, spottete und lachte über manches in reifern Jahren. So hatte er während des Krieges katholische Geistliche, bei welchen er in das Quartier kam, auf mancherlei Weise geneckt, und ich erinnere mich, in welche Verlegenheit er einen etwas einfältigen katholischen Dorfprediger setzte, da er ihn bat, doch nicht aus unnützer Eifersucht die Gesellschaft der Frau Pfarrerin meiner Mutter zu entziehen, und

als ihm nun der Geistliche sehr ausführlich auseinander zu setzen suchte, daß die katholische Geistlichkeit nicht heirathen dürfte, sich stellte, als ob er dies gar nicht glauben könnte, und dadurch noch immer die Verlegenheit des armen einfältigen Geistlichen erhöhte. — Allein den Grundsätzen seiner Kirche blieb er jederzeit aufrichtig ergeben, und von manchen Unfällen bedroht, suchte er bei dem Himmel Hülfe. Die katholische Geistlichkeit des benachbarten Ermlandes befand sich dabei nicht übel, und auch Bettelmönche kamen in unser Haus nicht vergeblich. Die Offiziere aus den benachbarten Garnisonen, die meinen Vater oft besuchten, behandelten diese Leute in seiner Gegenwart, wenn nicht mit Achtung, doch wenigstens mit Schonung; lachten aber desto lauter, wenn sie auf Rolands Zimmer kamen, und ich lachte mit, stellte mich auch wol einfältig, damit die Mönche, welche zum Theil Laienbrüder waren, Blößen geben, und die Offiziere hiedurch Stoff zum Lachen erhalten möchten; und wenn ich, dessen Eitelkeit ein solcher Beifall schmeichelte, damals wol nicht an die möglichen Folgen dachte, so muthmaße ich doch jetzt, daß mein Vater hievon vielleicht etwas erfuhr. Bald vermehrte ich noch den Unwillen des letztern. Er nahm mich nach Bischofsburg in die katholische Kirche, ich

aber war noch mit den Ceremonien derselben zu wenig bekannt, um zu wissen, wie ich mich zu benehmen hätte. Ich wußte nicht, wann ich aufstehen oder niederknieen, oder welche Geberden ich sonst in einem bestimmten Zeitpunkte machen sollte. Daran war nun freilich mein Vater Schuld, weil er mich nicht von Jugend an im Katholicismus erzogen hatte. Allein niemand legt sich wol selbst gern die Schuld einer Unannehmlichkeit bei; mein Vater hatte alle diese Gebräuche von Jugend an gesehen und dadurch erlernt, er glaubte daher auch fordern zu können daß ich dies Alles wissen müßte, und wenn er mich mit andern katholischen Knaben meines Alters verglich, so machte ich wirklich in der Kirche eine einfältige Figur. Da uns aber gewöhnlich die nachtheilige Handlung eines andern doppelt verdrießt, wenn unser Gewissen uns sagt, daß wir einigen Antheil daran haben, so war dies auch bei meinem Vater der Fall. Ich wurde ein paar Jahre lang nicht mehr in die Kirche mitgenommen; erneuerte Beweise des Unwillens, neuer Tadel, machten mich schüchtern. Angstvoll saß ich bei Tische, verstieß hiedurch bei Kleinigkeiten, wurde verlegen, wenn ich gefragt wurde, und suchte mir nun in Gegenwart meines Vaters auch nicht durch die unbedeutendste Handlung einen Vorwurf zu-

zuziehen, wodurch eine gewisse Steifheit und Einsilbigkeit entstand, die den Anschein von Einfalt hatte. Der tägliche Vorwurf, daß ich zur Dummheit herabsinke, wenigstens äußerst phlegmatisch werde, war hievon eine Folge. Meine ganze Lebhaftigkeit in Gegenwart meines Vaters wurde unterdrückt. Ich selbst suchte ihm so viel als möglich aus dem Auge zu kommen. Da Aeusserungen von Empfindlichkeit, selbst von Wehmuth die Heftigkeit meines Vaters aufreizten, folgerte ich sehr richtig, daß ich jede Aeusserung meiner Gefühle unterdrücken müßte. So erlernte ich endlich, in seiner Gegenwart eine dem Anscheine nach völlige Gefühllosigkeit anzunehmen, und ich, der ich als Knabe, meinen Vater zu so guten Hoffnungen berechtigt hatte, konnte nun wol nicht mehr länger seine Liebe besitzen, da er mich als einen stumpfsinnigen Gefühllosen betrachtete.

Roland, um allen Schein von sich zu wälzen, daß er auf meine Relionsbegriffe nachtheilig gewirkt habe, nahm sich äußerst klug. Er ließ, ohne von meinem Vater dazu den Auftrag zu haben, mich zuerst den Katechismus des Jesuiten Petrus Canisius, nachher des Dominicaner-Mönchs Raymund Bruns auswendig lernen. Der Kaplan Glaubinski aus Bischofsburg, ein gutmüthiger junger Mann,

Mann, kam zu meinen Eltern, und auch auf Rolands Zimmer. Dieser machte ihn mit meinem Religionsunterricht bekannt; Glaubinski gab ihm Beifall, erzählte meinem Vater wie gut sich Roland benehme, und dieser gewann unendlich viel, indeß ich selbst bei Roland außerordentlich verlor; denn ich bekam einen mir sehr nachtheiligen Schulgefährten. Er hieß Keller. Sein Vater, der dem meinigen schon von Köpenick aus, wo sie beide zusammen gestanden hatten, bekannt war, hatte als Major unter den damaligen Malachowskischen Husaren gedient, und wohnte jetzt zu Kobulten, wohin Borken zur Kirche gehörte. Der junge von Keller, den Roland zu unterrichten übernahm, war bereits vierzehn Jahre alt. Er hatte einen Hang zur Falschheit, war zu schmeicheln gewöhnt, kriechend demüthig; seine Knabenstreiche bewiesen, wenn er sich frei fühlte, Ausgelassenheit; auch hatte er eine gewisse äußere Cultur, das heißt: seine Complimente waren zierlicher als die meinigen. Er konnte auf gewöhnliche Fragen mit gewöhnlichen Formeln antworten, sich selbst gut frisiren, welches ich gar nicht verstand, bürstete seine Kleider und Stiefel weit sorgfältiger als ich die meinigen, ging fein ehrbar, indeß ich, wo mein Vater nicht zugegen war, lief und sprang, schrieb eine gute deutliche Hand, indeß ich kritzelte,

konnte eine Menge lateinischer Regeln auswendig, gut analisiren, woran es mir fehlte, und rechnete mit Brüchen, indeß ich nur dividirte. Er war mir folglich anfänglich äußerst überlegen. Aber bald holte ich ihn ein, übertraf ihn selbst in vielen Stücken, weil ich, ehe er noch mein Schulgefährte wurde, schon einige Monate lang in Uebung gekommen war; denn Roland hatte bemerkt, daß ich sehr leicht zu zerstreuen sei, und ich habe noch jetzt, ich weiß nicht, ob ich es Eigenschaft oder Fehler nennen soll, das Eigenthümliche, daß jede Sache, die mich interessirt, meine ganze Seele füllt. Ich lebe daher nur einzig für den Gegenstand, mit dem ich mich in dem Augenblick beschäftige, und bin der Vorsehung dafür Dank schuldig; denn dadurch ward mir ausdauernder Fleiß, und das Interesse, das ich für meine Geschäfte fühlte, wurde mir beinahe selbst eine Belohnung. Ich vergaß mein Elend, so bald ich nur Arbeit hatte, und eine Veranlassung zur Fröhlichkeit — die Menschen nannten dies oft Leichtsinn — machte, daß ich sie sogleich ergriff. Ich fühlte mich wirklich in einem solchen Augenblicke froh und heiter, aber wenn in der nächsten Stunde wieder das ganze Gefühl meiner Leiden auf mir lag, dann fühlte ich auch einzig ihren Druck, und diese Stimmung meines Geistes ist mir noch jetzt geblieben. — Roland sah nun, daß, wenn ich lernte,

ich mit ganzer Seele bei dem Buche war, und folgerte daraus nicht mit Unrecht, daß ich nur unabläßig lernen dürfte, um gemäß dem Wunsche meines Vaters schnellere Fortschritte zu machen, und sobald er dies gegen meinen Vater äußerte, so wurde hierauf mein Lehr- und Erziehungsplan gegründet.

Im Sommer nach sechs, im Winter nach sieben Uhr stand ich auf. Ich sollte mich selbst ankleiden. Da ich mich nicht frisiren konnte, der Bediente aber, wenn es mein Vater bemerkt hätte, von ihm bestraft worden wäre, so mußte meine Mutter es so zu leiten, daß dies Geschäft durch den Koch verrichtet wurde. Hierauf mußte ich ein Morgengebet laut hersagen, und konnte bis acht Uhr — denn alsdann stand Roland erst auf — mich mit meinen Büchern beschäftigen. Er kleidete sich schnell an, und wir gingen zum Frühstück. Indeß wurde die Stube gereinigt und ich sogleich wieder zum Buche geschickt. Nach einer Stunde kam Roland, der bei meinem Vater geblieben oder spazieren gegangen war, zog seinen Schlafrock an, und setzte sich auf einen Lehnstuhl. Ich hatte die Bücher, worin meine Lectionen waren, aufgeschlagen, und über einander gelegt, schob sie ihm hin, und mußte nun der Reihe nach alles hersagen. Nur Lateinische und Französische Vokabeln wurden mir ab-

gefragt, Alles andere mußte ich herbeten. Lateinische und Französische Regeln, Verba und Declinationen, Langens Colloquia und Peupliers Dialogen, die Geographie zum Gebrauch des Collegii Fridericiani, worin keine Stadt der Reihe nach ausgelassen werden durfte, Zopfens Universal-Geschichte, die ich von Anfang bis zu Ende selbst die Namen der Päbste und Gelehrte auswendig lernen mußte, die schönen Phrases aus dem Cornelius Nepos, und zwar aus der Ausgabe des Emanuel Sincerus, Commenii Orbis pictus, Muzelii Vestibulum latinitatis, und am Ende sogar die Erzählungen aus Peupliers Grammaire; denn Roland beschäftigte mich am liebsten mit Auswendiglernen, und wenn ich es ihm gleich verheimlichte, daß mein Gedächtniß durch die große Uebung seltene Stärke erlangte, so blieb es ihm doch nicht ganz unbemerkt, und er wußte am Ende beinahe nicht mehr, was er mir aufgeben sollte, da das Abfragen von einigen 100 Vocabeln ihm zuletzt selbst lästig wurde. Roland aber war gar kein ungeschickter, oder gegen meine Erziehung gleichgültiger Mann, sondern vielleicht selbst auf diese Weise erzogen, oder er wußte sich nicht besser zu nehmen. Ich verdanke ihm noch immer, daß er mich beschäftigte; doch mit Wehmuth denke ich daran, was ich, zweckmäßig beschäftigt, zu erlernen im Stande

gewesen wäre. Nun gings ans Verbessern der Versionen, nachher ans Uebersetzen und dann gewöhnlich zu Tische. Nach dem Essen ging ich an das Schreibebuch, hierauf mußte ich rechnen, etwas aus dem Lateinischen, welches ich vorher noch nicht exponirt hatte, schriftlich übersetzen, auch eine Uebersetzung aus dem Lateinischen ins Französische machen, zuweilen auch auf der Karte ein Land demonstriren. Von Physik, Naturgeschichte und Mathematik lernte ich nichts, und im Briefstyl so wie überhaupt im Deutschen Styl und der Muttersprache bekam ich keinen Unterricht, außer daß der jetzige Justiz-Commissarius Wachowski der Aeltere, Rolands akademischer Freund, der ihn einst besuchte und meine Fertigkeit im Rechnen bemerkte, mich Kubick- und Quadrat-Wurzeln extrahiren lehrte, und da mir einst Gottscheds Anweisung zur Deutschen Beredsamkeit geschenkt wurde, so mußte ich die oratorischen Figuren daraus auswendig lernen, mir selbst dazu schriftliche Beispiele machen, auch nachher ein paar Fabeln, die mir Roland erzählte, ausführlicher niederschreiben. Nachmittags wurden wir um 4 Uhr zum Kaffee gerufen. Sobald ich diesen getrunken hatte, ging ich auf meine Stube und lernte meine Lectionen für den künftigen Tag. Roland kam aber nicht hinauf. Er gab jetzt meinen Schwestern Unterricht

in der Musik, leistete meinem Vater oder dessen Gästen Gesellschaft, spielte zuweilen, ritt aus, oder ging auf die Jagd. Um sieben Uhr wurde ich zum Abendessen gerufen. Sobald das letzte Gericht verzehrt war, ging ich wieder auf die Schulstube und lernte für den folgenden Tag. Roland folgte gewöhnlich um neun Uhr, las und studirte bis 12 Uhr. Sonntags mußte ich alle meine Versionen ins Reine schreiben, wozu der Vormittag gewöhnlich nicht hinreichte. Alsdenn erhielt ich die Erlaubniß etwas zu lesen.

So lebte ich fünf Jahre lang beinahe als Gefangener. Es wurde mir in dieser Zeit nur höchst selten, wenn etwa Freunde meiner Mutter oder meines Vaters hiezu dessen Erlaubniß ausgewirkt hatten, Theilname an einem Spaziergange gestattet. Höchstens geschah dies in jedem Sommer ein paar Mal, und dankbar erinnere ich mich noch des Generals Schimmelpfennig von der Oye und des verstorbenen Lieutenants de la Terrasse, eines sehr sanften gebildeten Mannes, auf deren Verwendung ich zuweilen in den Garten kommen durfte. Der Zufall, Mitleiden der Domestiken, Nachsicht meiner Mutter, zuweilen auch eigene Kühnheit und List verschaften mir Ausnahmen, und ehe ich diese erzähle, noch etwas von der Lehrmethode und

den Abweichungen, die zufällig bei dem hier erzählten Unterricht Statt fanden. Roland sollte mir Unterricht in dem Klavierspielen ertheilen. ich hatte selbst einige Neigung dazu; allein der Unterricht in den ersten Anfangsgründen ermüdete uns beide, erzeugte, da ich in der That kein musikalisches Gehör besaß, seinen Unwillen, und ich hatte nun gegen seine Erklärung, daß ich nicht das geringste musikalische Talent habe, nichts weiter einzuwenden.

Er verlangte, daß ich, wenn ich auswendig lernte, nicht mit den Lippen rühren, sondern bloß mit den Gedanken, lernen sollte; dies hinderte in der That die Zerstreuung, und hatte in der Folge den Vortheil, daß ich durch kein Geräusch, oder durch das, was neben mir vorging, gestört, Gegenstände überdenken, und mich späterhin als Student auf dem Kaffee-Hause in einen Winkel setzten und mit Segners Cursus mathematici, dem Heineccius und Hellefeld beschäftigen konnte. Vom Rechnen erhielt ich keine Theorie, sondern mein Exempel wurde mir einige Mal vorgerechnet, alsdann mußte ich in Gegenwart des Lehrers ein paar Exempel rechnen; für die fernere Fehler erhielt ich Schläge, und wurde hiedurch zur Anstrengung und Aufmerksamkeit bei trock-

nen Gegenständen gewöhnt. Wenn ich aus dem Deutschen in das Lateinische oder Französische übersetzen sollte, so wurde mir ein Deutsches Buch, ein Lexikon und eine Grammatik gegeben, und nun mußte ich mir forthelfen. Doch war Roland in Betreff der Fehler nachsichtig. Er corrigirte sie, und ich mußte nachher niederschreiben, worin ein jeder Fehler bestanden, und warum er ihn verbessert habe; eine Uebung, die ihn als kenntnißreichen und fleißigen Mann bezeichnete, und die ich, weil sie mir großen Nutzen brachte, jedem Lehrer empfehle.

Auf diese Weise war meine Lage noch leidlich, denn mein Gedächtniß wurde stärker, und ich allmälig etwas eingeübt; aber nun wurde Keller mein Schulgefährte. Dieser war mit seiner Lage selbst nicht zufrieden, aber da er mich wirklich im Betreff vieler Kenntnisse übertraf, und mit mir die nämlichen Lectionen aufbekam, so wurde es ihm von der einen Seite leichter, weil er viele der Lectionen bereits früher erlernt hatte; theils wurde auch Roland, weil Keller sich besser in ihn fügen konnte, und nicht so störrisch als ich war, nachsichtiger gegen ihn. Ich fühlte dies, fing nun erst an mich für unterdrückt zu halten. Daraus entsprang Unwille gegen meinen Lehrer, und nicht gewöhnt

mich zu verheimlichen, entdeckte ich dies an Keller, wenn ich mit ihm allein war, und dieser erzählte an Roland, wenn ich nicht zugegen war, jede meiner Aeußerungen getreulich wieder. Dadurch entsprang nun Abneigung gegen mich. Ich und mein Lehrer wurden gegen einander erbittert; ich erlitt hiedurch manche Härte, setzte jedoch auch den höchstmöglichen Trotz entgegen. War ich überzeugt, einen Fehler begangen zu haben, so empörte mich die Strafe nicht; aber oft wurde ich nach meiner Ansicht unverdient gemißhandelt, und dann wurde auch meine Wuth grenzenlos, und ich hätte hiedurch ein schrecklicher Mensch werden können. Ich denke jetzt noch als Mann mit Wehmuth an meine damalige Stimmung zurück. Ach! wie nahe war ich dem Verbrechen. Der Gedanke zur Rache erwachte, und mehr als einmal stand ich im Begriff, mein Taschenmesser in Rolands Leib zu stoßen.

Mein Schicksal wurde um so härter, da meine Mutter, von der Verarmung meines Vaters überzeugt, in tiefe Schwermuth sank. Diese schwächte ihre Theilname für mich, und so hatte ich selbst an ihr keine Stütze. Auch mochte ich ihr nicht einmal meine Leiden klagen. Aber da mich einst meiner Ueberzeugung nach Roland mit Unrecht schlug, stürzte

ich sinnlos zu Boden. Ob es Ohnmacht, ob es Konvulsionen waren, weiß ich nicht; jedoch wurde ich seitdem gelinder behandelt. Keller kam, als ich mich im zwölften Jahre befand, aus dem Hause meiner Eltern; und es wurde mir vortheilhaft, daß meine beiden jüngern Schwestern jetzt täglich von 10 bis 12 Uhr zum Unterricht kamen, denn die Anwesenheit der beiden kleinen Mädchen schützte mich in etwas. Es fällt vielleicht auf, daß ich nicht bei meinen Eltern oder auch bei meiner ältesten Schwester Hülfe suchte. Allein mein Vater behandelte mich beständig mit Widerwillen, kein freundlicher Blick, kein wohlwollendes Wort gab mir Muth und Zutrauen. Hätte ich mich wirklich bei ihm beschwert, so wäre ich sicher bei seiner militairischen Strenge als Raisonneur, der sich über seine Vorgesetzten zu beschweren erlaubt hätte, noch bestraft worden. Gegen meine Mutter wagte ich mich zuweilen zu äußern, aber wenn die tiefgebeugte schwermüthige Frau mich dann mit einem thränenvollen Blicke betrachtete, mäßigte ich meinen Schmerz, um sie nicht zu kränken, milderte noch wol und suchte sie zu beruhigen. Meine Schwester, mir an Jahren und Einsicht überlegen, wollte mich oft zurechtweisen und belehren; da jeder lebhafte Knabe dem weiblichen Geschlechte nicht leicht eine Herrschaft über sich einräumt, so lohnte ich

ihr oft den gutgemeinten Rath sehr übel, und da ich bei der harten Behandlung auch äußerst unbändig, störrisch und trotzig wurde, so konnte sie von mir keine vortheilhafte Meinung haben, ob ich gleich manchen Beweis von Verstand und Fähigkeit gab. Dies Letzte gestand mir auch Roland ein, äußerte jedoch gegen diejenigen, die mit ihm über mich sprachen, daß ich freilich kein alltäglicher, vielleicht aber ein schrecklicher Mensch werden würde. Er hatte zum Theil recht, so zu urtheilen, denn Hang zur Rache war einer meiner größten Fehler. Ich sah dies bei reifern Jahren ein, habe daher sehr über mich gewacht, und danke Gott dafür, daß ich jetzt, dem Grabe nahe, mir nicht den Vorwurf machen kann, mich an irgend jemanden, der mich in männlichen Jahren angriff oder beleidigte, gerächt zu haben; ob ich es gleich nicht leugnen kann, daß ich mich bei jedem Angriffe mit ganzer Kraft vertheidigte, auch meinen Unwillen über erlittene Beleidigungen, so lange noch der erste Eindruck währte, oft mit zu großer Lebhaftigkeit äußerte. Damals aber war ich beinahe ein Halbwilder. Zwischen meinen vier Mauern eingeschlossen, ohne vernünftige Begriffe von Religion und Moral, ganz meinem eigenen Gefühl überlassen und von niemanden zum Guten geleitet, wurde es mir erfreulich, wenn

ich nur meinen Unwillen äußern konnte. Auf die Folgen nahm ich keine Rücksicht. So sagte mir einst Roland: ich würde mich warscheinlich freuen, seiner los zu werden. Es hängt, erwiderte ich, von mir ab, wenn ich Ihrer los werden will. Roland lachte und sagte: wenn dies wäre, so würde ich wol keinen Tag damit zögern. Ich nahm jetzt Zopfens Geschichte, die ich auswendig lernen mußte, und schlug die Stelle auf: „Der Teufel „brauchte im zehnten Jahrhundert keine Kez„zereien mehr, denn er hatte sein Reich der „Finsterniß im abergläubischen Papstthum ge„nug befestigt.“ Sie haben mich, sagte ich, diese Stelle auswendig lernen lassen, wenn ich nun zur Beichte ginge, im Beichtstule klagte, daß ich in meiner Religion irre gemacht würde, wie würden alle Geistliche auf meinen Vater losstürmen.

Jetzt blicke ich mit Schaudern in die Vergangenheit, ich stand wirklich im Begriff ein böser Mensch zu werden, und entschuldige meinen Lehrer, daß er mich nicht besser behandelte. Ich war sein erster Zögling; er hatte keine pädagogischen Kenntnisse oder Erfahrungen, war ein phlegmatischer und doch cholerischer Mann, kränklich und hiedurch mißlaunig, befand sich im Hause meines Vaters wohl, sah, daß ich in den Wissenschaften

Fortschritte machte, war also überzeugt, hierin seine Pflicht zu erfüllen, wußte den Wunsch meines Vaters, daß ich mit Strenge behandelt werden sollte, sah mich oft als einen tückischen unbesonnenen Menschen handeln; und ich bin ihm für die Geduld, womit er bei mir aushielt und auf mein Herz und meinen Verstand zu wirken suchte, herzlichen Dank schuldig. Seine Uebereilungen und Fehlgriffe aber kommen auf die Rechnung menschlicher Schwächen, welchen wir alle unterworfen sind, viel aber kommt auch auf die Rechnung der Umstände. An seinem wirklich guten Herzen, wovon er mir in spätern Jahren viele Beweise gab, und an seinem Verstande lag es gewiß nicht. Mein Vater hatte früh den Grundsatz mir eingeprägt, nichts aufzugeben, sobald ich es einmal angefangen hatte, Roland befestigte mich darin. Die Stärke meines Gedächtnisses wurde unaufhörlich geübt. Ausdauernder Fleiß und Geduld bei jeder äußerst schwierigen Arbeit — diese Eigenschaften, ohne die ich jetzt höchst unglücklich wäre, verdanke ich ihm. Er schlummert nun im Grabe; Friede sei mit seinen Gebeinen! Auch durch manche muthwillige Handlung, die er freilich nicht ausmittelte, für deren Urheber er mich doch aber halten konnte, habe ich ihn aufgereizt. Hievon ein Beispiel: Ich kam einmal an die Jagdtasche des Jägers und

nahm mir etwas Pulver, welches er mir häufig gab, ich folglich auch mir selbst zu nehmen kein Bedenken trug. Es war im Herbste und Roland ein außerordentlicher Freund des Kaminfeuers. Ich hatte Haselnüsse, hierunter waren einige wurmstichig. Diese füllte ich mit Schießpulver, als er auf einige Augenblicke das Zimmer verlassen hatte, und warf sie, als ich ihn kommen hörte, ins Feuer. Er näherte sich sogleich dem Kamine, aber in dem Augenblicke knallte es einige mal, und die Kohlen sprangen in das Zimmer. Ich that einen Schrei, und sprang von meinem Stuhle. Auch er machte einen großen Satz, aber mein verstelltes Schrecken hatte ihn so getäuscht, daß er doch den Versicherungen meiner Unschuld Glauben beimaß.

Die Abgezogenheit, worin ich lebte, vielleicht das beständige Sitzen, welches nachtheilig auf meinen Unterleib wirkte, machten mich zum Schwärmer. Ich hörte auch manche Gespenstergeschichte; denn das Gesinde erzählte: es spuke im Hause gewaltig. Wenn ich so allein saß, dann brütete meine Phantasie, und ich horchte ängstlich nach jedem kleinen Geräusch. Ging ich im Dunkeln die Treppe hinauf oder hinab, dann war es mir oft, als ob eine innere Stimme mir sagte: Geschwinde, oder du bist unglücklich. So

vorbereitet stieg meine Schwärmerei. Swedenborgs Geisterseherei erzeugte damals viel Aufsehen, und am Tische meines Vaters wurden von einem Gaste Wunderdinge davon erzählt. Hierüber, aber auch zugleich über eine an diesem Tage nach meiner Ueberzeugung mit Unrecht erlittene harte Behandlung, dachte ich des Abends nach; der Wunsch mich diesem Schicksal zu entziehen, lag in meiner Seele, und die mannigfachen Gefühle hatten vielleicht eine Art von Fieber erzeugt. Ich will dir helfen, flüsterte mir jetzt, wie ich mir einbildete, eine Stimme ins Ohr. Ich sprang auf und sah wild umher. Ist es einer von Swedenborgs guten Geistern, ist es einer von den schwarzen Geistern der Hölle? mit diesen Gedanken zerbrach ich mir den Kopf. Um zwölf Uhr auf die Lucht*), schien die nämliche Stimme zu flüstern. Ich komme, sagte ich nun, und erschrack, weil ich zu viel versprochen zu haben glaubte.

Ich muß jetzt einen Umstand nachholen der auf mich einen außerordentlichen Einfluß hatte. Schon einmal habe ich Rolands Büchervorraths erwähnt, und außerdem erhielt er viele Bücher lehnsweise. Diese machten

---

*) Ein Provinzialism, der soviel als Boden heißt.

mir außerordentliches Vergnügen, denn mein Gedächtniß, dessen Stärke ich verheimlichte, reichte hin, um das, wozu mir drei bis vier Stunden Zeit gegeben wurden, in einer zu lernen, und ich lernte fleißig, um Zeit zur Lectüre zu gewinnen. Diese war oft sehr unzweckmäßig. So las ich gerade damals das Systeme de la nature, und mein Glaube an Gott und Unsterblichkeit wurde äußerst schwankend. Meinem Lehrer durfte ich dies nicht entdecken, weil er mich sonst bei meinem heimlichen Lesen beschränkt haben würde. Es war ein sonderbarer Kampf mit mir selbst; ich las die Bibel, hatte auch von den Lehren der reformirten und lutherischen Kirche einige Begriffe, wenn gleich mein Vater mich zur katholischen Kirche bestimmt hatte. Meine Religionsbegriffe waren hienach äußerst schwankend. Oft ängstigte mich der Gedanke, nicht auf dem rechten Wege zu sein; denn der Eifer, womit mein Vater als Katholik, meine Mutter als Anhängerin Luthers den Himmel suchten, erschien mir offenbar als Widerspruch. Ich selbst wünschte bei meinen Bedrängnissen den Schutz der Vorsehung, und erinnere mich, daß ich häufig mit Thränen und Seelenangst den Himmel um Erleichtung bat. Jetzt fiel mir das Systeme de la nature in die Hände. Ich sah, daß Roland wenn er es las, noch ein anderes Werk damit verglich, nämlich eine

Wi-

Widerlegung in Deutscher Sprache, wenn ich nicht irre von einem gewissen Holland. Ich ahmte meinem Lehrer nach; die Deutsche Widerlegung machte mir das Französische Original verständlicher, ohne dessen Eindruck zu schwächen, weil sie weder an Lebhaftigkeit des Vortrages noch an Kühnheit der Ideen diesem gleich kam; und ich fiel jetzt von einem Extrem auf das andere, auf völlige Zweifelsucht und Unglauben, wobei mich zugleich in manchen Stunden wieder eine Art von Reue und Bußfertigkeit anwandelte.

So waren meine Religionsbegriffe und meine Gemüthsverfassung, als ich den vermeintlichen Geisterruf gehört zu haben glaubte. Es ist Täuschung, sagte ich zu mir selbst, aber den Augenblick darauf: es kann auch Wahrheit sein. Ich beschloß folglich zur bestimmten Stunde an den angezeigten Ort zu gehen. Erscheint nichts, dachte ich, so erhalte ich die Ueberzeugung, daß alles, was ich bisher glaubte, Posse ist. Und wenn, fragte ich weiter, ein häßlicher schwarzer Teufel erschiene? Dann, war meine Meinung, hilft das Gebet, und das Zeichen des Kreuzes, und du weißt was du zu glauben hast. Jetzt legte ich mich zu Bette, lauerte aber nur so lange, bis Roland schlief, schlich mich auf Strümpfen aus der Stube, und setzte mich

auf die Treppe, bis eine benachbarte Stubenuhr zwölf schlug. Nicht ohne Schaudern stand ich auf, allein ein Stück Holz, worauf ich zufällig mit dem Fuße stieß, und das ich nun als Waffe mitnahm, gab mir Muth. Ich stellte mich mit dem Rücken an den Schornstein gelehnt, und erwartete die Erscheinung; sie blieb jedoch aus. Mißvergnügt kehrte ich in mein Bett zurück; aber am Morgen glaubte ich doch, einen großen Gewinn gemacht zu haben, nämlich nichts mehr glauben zu dürfen. Auffallend bleibt es mir, daß meine Phantasie, die mich durch das Gehör täuschte, nicht auch auf die nämliche Weise auf meine Augen wirkte, und mir irgend ein Bild vorzauberte. Ich habe mir daher jetzt die Erklärung gemacht, daß vielleicht schon damals eine entfernte Ursache zur Blindheit in meiner körperlichen Beschaffenheit lag, indem meine Sehnerven minder reizbar, als die des Gehörs waren.

Ueberhaupt aber hatte meine Lectüre auf mich die sonderbarste Wirkung. Von den Büchern, die Roland selbst besaß und die er sich zusammen lieh, las ich zuerst die Bücher in Deutscher uud Französischer Sprache, die mir verständlich waren. Manche hierunter, wie die Werke von Rollin und Bossuet, und manche Deutsche Dichter konnte ich bei-

nahe auswendig. Nun fiel ich auf die Lateinischen Klassiker, und ich erinnere mich noch der herzlichsten Freude, wenn ich mit Hülfe eines Wörterbuchs den Sinn herausbrachte; besonders hat mir Livius diese Freude oft gewährt, denn ich mußte zur Uebung Rollins Römische Geschichte ins Lateinische übersetzen. Wie oft ich den Livius bei diesen Uebersetzungen ins Geheim zu Rathe zog, und wie mir wieder Rollin das Verstehen des Livius erleichterte, läßt sich leicht erachten. Hätte mein Lehrer mich genau beobachtet, mir Werke zur Lectüre untergeschoben, ich hätte außerordentlich viel gelernt; denn ich fiel jetzt, um der Abwechselung willen, auf jedes wissenschaftliche Buch, weil ich, da mein Vater und mein Lehrer es mir nicht selten sagten, daß ich ein Dummkopf wäre, und ich dies zum Theil selbst zu glauben anfing, mir, um es doch nicht als ausgemacht annehmen zu dürfen, große Mühe gab, auch wissenschaftliche Werke zu verstehen. So erinnere ich mich, daß einst der Amtmann Kopka aus Mensgut meinem Lehrer zwei Quartanten lieh; dies war Gundlings Discours über Ludovici Pandekten. Kopka sagte: es sei ein vortreffliches Werk, und Roland gab es zu, Gründe genug, um mich darnach lüstern zu machen. Ich las das vortreffliche Werk mit großem Eifer, tröstete mich, es würde nun

erst recht kommen, las bis in die Mitte des einen Quartanten, konnte keinen Geschmack daran gewinnen, und legte es mit dem schmerzlichen Gefühl bei Seite: ich müsse doch wol so ein halber Dummkopf sein.

So sehr mich solche Gefühle demüthigten, so entsprang doch auch wieder mancher stolze Gedanke. Die republikanische Stimmung meines Vaters, die freien Urtheile, die ich von Engländern und andern Offizieren gehört hatte, das Studium der Römischen und Griechischen Geschichte, und der Lateinischen Klassiker, gaben mir einen eigenen republikanischen Schwung, und von der andern Seite fiel ich wieder auf Kinderspiele. Ich machte mir Griechen und Perser, Römer und Karthaginenser aus Wachs und Papier, ließ sie auch wol durch Bohnen von verschiedener Farbe repräsentiren, und lieferte nun auf meinem Tische, so wie es mir einfiel, die Schlachten von Platäa, Cannä, oder Marathon. Ich hatte meine Lieblingshelden, über deren Schicksal ich zuweilen Thränen vergoß. Ein Marius auf den Ruinen von Karthago, ein Hannibal, da er den letzten Blick von seinem Schiffe auf Italiens Küste wandte, — wie oft habe ich diese großen Männer beweint. Natürlich erzeugte meine Theilnahme zuletzt den Wunsch, selbst ein so

großer Mann zu werden, der leichteste Weg dazu schien mir dieser: ganz Europa in eine Republik zu verwandeln, und das Brüten über den Plan dazu machte mir keine geringe Freude. Besondes arbeitete ich manche Reden aus, die ich, gleich den Römischen Feldherren des Livius, zu gelegener Zeit zu halten gedachte; jetzt aber stieg ich gewöhnlich auf einen Stuhl, und hielt sie sehr pathetisch. Allein mir fielen auch die großen Hindernisse ein, und so entsprang der Gedanke, was wol aus mir werden könnte, wenn ich als Empörer geschlagen und gefangen würde. Ich sprach mir selbst das Urtheil, daß ich dann wahrscheinlich von unten auf gerädert werden dürfte, und beschloß nun mir eine Rede zu machen, die ich alsdann unter den Schmerzen der Hinrichtung halten wollte. Sie war fertig; ich legte mich, um sie zu halten, auf die Erde, und sprach nun mit der größten Heftigkeit von Schluchzen und Thränen unterbrochen. Ich war so begeistert, daß ich gar nicht Rolands Ankunft merkte, der aber einen Theil meiner Rede hörte und die Thür öffnete. Er blieb erschrocken stehen. Ich sprang auf, zerriß meine Rede und warf sie durch das Fenster. Du willst, dachte ich, den Tyrannen und dem Schmerze trotzen, mache doch die Probe, ob du beides kannst. Roland fragte: was ich vorhätte. Ein verächtlicher

Blick war die ganze Antwort. Da die Frage wiederholt wurde, und ich stumm blieb, bekam ich einige Schläge, die ich mit der Gelassenheit eines Stoikers ertrug, konnte es mir aber gar nicht erklären, woher Roland nun äußerst bestürzt wurde und die Treppe hinunter lief. Ich wurde jetzt zu meiner ältesten Schwester gerufen; diese fand ich gleichfalls sehr bestürzt, und sie fragte mich: was mir fehle? Es kam hiedurch zu einem Gespräch, wobei ich ganz kalt und ruhig antwortete. Aber Roland, sagte meine Schwester, meint: Du wärst verrückt geworden. Roland mag selbst verrückt sein, erwiederte ich, und ging auf mein Zimmer, ohne einen Aufschluß gegeben zu haben.

Jetzt sehe ich ein, daß ich nicht weit vom Wahnsinn entfernt war, aber noch war dies nicht die größte Gefahr. Wahrscheinlich durch einige Offiziere, vielleicht auch durch andern Zufall hatte mein Lehrer die wollüstigsten, zügellosesten Werke in Deutscher und Französischer Sprache erhalten. Er hatte diese in einem Bücherschranke, der bis an den Balken reichte, im obersten Fache hinter andern Büchern versteckt, und mußte, obgleich selbst ein Mann von 6 Fuß, auf einen Stuhl steigen, um bis dahin zu reichen. Allein auch ich fand Mittel, so weit hinauf zu kommen,

entdeckte diese Bücher, und der Eindruck, den sie auf mich dreizehnjährigen Knaben machten war außerordentlich, besonders in einem Zeitpuncte, wo das Systeme de la Nature mich zu einem Ungläubigen gemacht hatte. Denn ich begann nun, nicht allein an Gott, sondern auch an Tugend zu verzweifeln, und alle Menschen für Heuchler zu halten. Wäre ich ein paar Jahr älter gewesen, hätte ich mehr Gelegenheit gehabt, ich glaube, daß ich zu Lastern und Verbrechen bei meiner damaligen Stimmung rasch fortgeschritten wäre.

Diese Lectüre aber würde für mich um vieles nachtheiliger geworden sein, hätte nicht die Vorsehung zu meinem Besten einen Mann erweckt, der jetzt schon in einer bessern Welt den Lohn des Guten genießt, und dessen Andenken ich noch mit dankbarer Rührung segne, so wie ich überhaupt, wenn ich den Gang meines ganzen Lebens betrachte, tausendfache Veranlassung zum innigsten Danke gegen die Vorsehung erhalte. Ihr verdanke ich, wenn ich gerade am tiefsten zu sinken im Begriffe stand, größtentheils unverhoften Beistand; und immer bot, wenn ich schon am Rande des Verderbens war, mir ein guter Mensch als Schutzgeist unerwartet die Hand. — Jetzt war dies von Lonczinski, Erzpriester zu Wartenburg, späterhin Erzpriester zu Heilsberg und

Kanonikus zu Frauenburg, ein sanfter recht-schaffener Mann und sehr aufgeklärter katholischer Geistlicher. Noch steht, indem ich dieses schreibe, sein Bild vor meiner Seele; ein etwas hagerer Mann von mittelmäßiger Größe, mit blauem Auge, und blonden Haaren, einem sanften und doch zugleich sehr klugen Gesichte. Das reine Deutsch, welches er sprach, hatte etwas vom Sächsischen Dialekte; denn er, ein geborner Ermländer, war während des siebenjährigen Krieges in Warschau gewesen, wo sich in diesem Zeitpunkte auch König August aufhielt. Dort hatte er sich, als Kapellan eines Großen, durch Umgang gebildet, und sprach die Polnische und Deutsche Sprache gleich fertig, konnte sich auch in der Französischen Sprache ausdrücken. Er hatte die Werke eines Rousseau, Montesquieu, Montagne und Voltaire gelesen, kannte manchen guten Deutschen Schriftsteller, und hatte auch einige klassische Litteratur. In seiner Stimme lag eine eigenthümliche Sanftheit, und alle diese Eigenschaften mußten, da er Theilnahme für mich äußerte, mit großer Lebhaftigkeit auf mich wirken. Mein Vater hatte diesen Mann zufällig schätzen gelernt, und ihn, als ich ungefähr dreizehn Jahr alt war, meinen Religionsunterricht zu übernehmen ersucht. Ich hatte jetzt nichts dagegen katholisch zu wer-

den, aber ich würde auch bei meiner damaligen Denkungsart nichts dagegen gehabt haben, ein Grieche oder Muhamedaner zu werden; denn ich betrachtete die Religion bloß als eine Sache, die mitgemacht werden müßte. Mein Vater brachte mich in das Haus des guten Lonczinski. Diesem erzählte ich, daß ich die Katechismen des Canisius und Bruns auswendig gelernt hätte. Er that nun einige Fragen an mich, wie ich unterrichtet wäre, ich erzählte ihm alles, und seine Theilnahme gewann mein Herz. Er fing Gespräche über religiöse Gegenstände mit mir an, und ich merkte an seinen Gesichtszügen, daß er von mir manches nicht ohne Befremden hörte.

Es war gerade damals Erntezeit, und Lonczinski ging mit mir in seine Scheune, wo eben Getreide eingefahren wurde. Er ließ ein paar Garben auf die Erde werfen, und wir setzten uns neben einander. Zufällig wurde im Gespräch das Wort Reue genannt, und er nahm hiedurch Gelegenheit, mir die kirchlichen Begriffe von vollkommener und unvollkommener Reue auseinander zu setzen. Die Letzte, sagte er, entspringt aus Furcht vor Strafe, Hölle und Teufel. Sie gleicht der Empfindung des Sklaven, der eine Handlung nicht begangen zu haben wünscht, damit er nicht die Geissel des beleidigten Herrn

fürchten dürfe. Vollkommene Reue gleicht der Empfindung eines Kindes, dem es wehe thut, gegen die Absichten wohlwollender Eltern gehandelt zu haben, und sie entsteht nur in einer edlen Seele, bei dem Gedanken an die Erhabenheit und Güte des Schöpfers, an seine weisen Pläne mit dem Menschengeschlechte, und durch die Erinnerung an unsere Verpflichtung, die weisen Absichten des Schöpfers, in unserm Wirkungskreise nach dem Verhältnisse unserer Kräfte befördern zu müssen.

Er sprach hierüber mit Herzlichkeit und Wärme, und wandte sich nun plötzlich mit der raschen Frage an mich: Wie kommt es, liebes Kind, daß Sie bei Ihrem Feuer doch von diesem Gedanken unerwärmt scheinen? Er schwieg, indem sein sanfter forschender Blick auf mir ruhete, und eine Antwort zu erwarten schien. Ich war dem Manne zugethan, und konnte daher nicht heimlich sein. Versprechen Sie mir, sagte ich, was ich Ihnen jetzt sagen werde, niemanden zu entdecken? Ich will es, antwortete er mir, so betrachten, als wenn Sie es mir im Beichtstuhl offenbart hätten. Ich entdeckte ihm jetzt meine ehemaligen Religionszweifel, die Kämpfe mit mir selbst, meine Lectüre und damalige Denkungsart. Er hörte mich ununterbrochen mit Erstaunen, aber nicht ohne Rührung an.

Armer Baczko, sagte er, das ist viel für Ihre Jahre. Sie werden wahrscheinlich noch mehr Angriffe auf Moral und Christenthum lesen und hören; Sie Ihnen zu widerlegen, dazu müßte ich die Zeit, den Scharfsinn und die Beredsamkeit der Männer besitzen, die Ihre Zweifel erregten, statt aller Widerlegung aber die Frage: wenn die gegenwärtige Stunde die ihres Todes wäre, würden Sie kaltblütig und unerschüttert an Ihre Zweifel denken? würde dann vielleicht nicht jene unvollkommene Reue eintreten, und welchen Trost würde Ihnen in den letzten Augenblicken der Gedanke an Vernichtung geben? Wie tröstlich ist hingegen dem Sterbenden das Bewustsein erfüllter Pflicht, wie beruhigend ist der Gedanke, daß ein weises gütiges Wesen uns noch jenseit des Grabes ein höheres Glück anwies! Liebe zu uns selbst, zu unserer eigenen Ruhe, muß uns schon für das Letzte bestimmen.

Wir gingen schweigend nach Hause. Er sprach den Abend über nichts mehr von Religion. Am folgenden Morgen schlug er die Bibel auf, und las mir Christi Bergpredigt vor. Kennen Sie, sagte er, einen Griechen oder Römer, der so einfach und kurz so viel Tröstliches und Wahres sagte? Derjenige aber, der hier so sprach, war aus

dem Volke der Hebräer. Keiner darunter hatte vor ihm diese Bahn betreten; keiner hatte ihm vorgearbeitet, woher kamen diese Ideen? und sollte man hier wol an der Mitwirkung der Gottheit zweifeln? — So fuhr er fort, warf dergleichen Dinge hin, und überließ sie meinem Nachdenken. Ich hatte keine andern Geschäfte, und brütete deßhalb nun beständig über diese Ideen; meine alten Jugendgefühle erwachten, und mein Herz wurde wieder erwärmt. Allmälig kamen wir bei unsern Gesprächen auf die kirchlichen Grundsätze. Er unterschied hier: die Lehren Jesu, Vorschriften, die in den Lehren Jesu gegründet wären, Grundsätze die sich auf Ueberzeugungen der Kirche gründeten, und angenommene Meinungen. „Segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen", — welcher gute und edle Mensch sollte nicht gleich die Vortrefflichkeit dieser Lehre Jesu einsehen; „die Hungrigen speisen, die Nackenden kleiden, die Betrübten trösten, die Unwissenden belehren" — welches unverdorbene Herz sollte den Werth dieser auf Jesu Lehre gegründeten Vorschriften der Kirche verkennen! Alle Sonntage eine Messe hören, um Ostern zur Beichte gehen, sind Vorschriften der Kirche, die sich auf die Meinung derer, die sie gaben, gründeten; und daß wir durch Besuchung des Gottesdienstes, durch Genuß der Sacramente, für

die Religion erwärmt, hiedurch zugleich zum Guten geleitet werden, ist offenbar. Die Menschen, welche diese Vorschriften entwarfen, meinten es gut mit uns; und da wir gern aus Liebe und Dankbarkeit das Gutachten wohlwollender Menschen befolgen, so scheint es auch hier Pflicht zu sein. Was besondere Meinungen anbetrift, so wird Ihnen fügte er hinzu, bei reifern Jahren Philosophie, Kirchengeschichte und eigenes Nachdenken manchen Aufschluß geben. Jetzt kann ich nur diesen Prüfstein empfehlen: steigt ein Zweifel bei Ihnen auf, so legen Sie sich die Frage vor: würdest du dies als unnütz oder gleichgültig wegwerfen, wenn du wüßtest, daß der jetzige Augenblick der letzte deines Lebens wäre? und wenn Ihr Gewissen Nein sagt, dann, ich bitte Sie um Ihrer eigenen Ruhe willen — übertäuben Sie Sich nicht.

Nach und nach kamen wir auf gleichgültigere Gegenstände z. B. auf die Heiligen. Sie handelten, sagte Lonczinski, nach ihrer Ueberzeugung; sie glaubten dem Willen der Gottheit gemäß zu handeln und ehe wir über manches lachen und spotten, wollen wir uns zuvor fragen: Wenn Gott diese Opfer wirklich fordern sollte, hättest du wol Muth oder Entsagung genug, sie ihm so freudig zu bringen? Mancher Heiliger war

gewiß ein ausgezeichnet edler und großer Mann. Wenn der heilige Bonifacius von den Friesen eingeschlossen, um den Seinigen Leben und freien Abzug zu verschaffen, sich selbst in Martern und Tod hingab; so that er gewiß nicht weniger als der Ritter Curtius, der, um Rom von der Pest zu befreien, sich in den Abgrund stürzte. Viele Possen, viele Mährchen von den Heiligen kommen nicht auf Rechnung dieser Männer, sondern auf die Rechnung ihrer einfältigen und schwärmerischen Biographen. — Ich habe diese Idee des braven Mannes in meiner Geschichte Preußens bei Gelegenheit des heiligen Adalbert benutzt.

Ueberhaupt hat er viel für mich gethan; denn er erwärmte mein Herz für Religion und Tugend und erweckte meinen gesunkenen Glauben an Gott und Unsterblichkeit. Er suchte es so einzuleiten und ich selbst wünschte es sehnlichst, daß ich nur bei ihm zur Beichte ging und wenn ich bei dieser Veranlassung ein paar Tage bei ihm zugebracht hatte, so kehrte ich immer besser in das Haus meines Vaters zurück. Da er sah, daß er Nutzen stiftete, so äußerte er viel Anhänglichkeit für mich. Als ich auf die Akademie gekommen war, besuchte ich ihn. Er sprach vertraulich mit mir und that mir die Frage:

ob ich nicht katholischer Geistlicher werden wollte? wegen meines lahmen Fußes wolle er mir selbst päbstliche Dispensation besorgen. Ich stutzte bei dieser überraschenden Frage. Hören Sie, sagte er, meinen Plan: Sie sind jung; studieren Sie Philosophie, Geschichte und Sprachen, Mathematik und Physik; alsdann gehen Sie in das Bischöfliche Seminarium. Dort wird Ihnen der Aufenthalt lästig werden; aber ich will schon auf unsern Bischof Krasicki, der ein Freund der Wissenschaften ist, wirken. Sie sollen nach Rom in das Deutsche Collegium kommen und können, wenn Sie dort Ihre Studien absolvirt haben, nicht weniger als Domherr, vielleicht gar Bischof werden; ist Ihnen das Glück ganz entgegen, so werden Sie, wenn ich Domherr bin, mein Coadjutor. Ich fordere von Ihnen, sagte er, keinen Entschluß, aber denken Sie über die Sache nach; denn meiner Ueberzeugung nach kann nicht alles so wie es jetzt ist bleiben, sondern es muß ein Zeitpunkt kommen, worin ein angesehener und gelehrter, moralisch-guter katholischer Geistlicher für diese und jene Welt unermeßlichen Nutzen stiften wird. — Er brach mit Rührung ab, und ich habe oft an diese Worte gedacht. Ja es frägt sich, ob ich nicht, wenn die Blattern nicht dazwischen gekommen wären, aus Liebe zur Kunst, besonders der

Malerei, und um Italien zu sehen, seinen Vorschlag angenommen hätte.

Er brachte mich nach geendigtem Religionsunterricht in das Haus meines Vaters zurück. Sein Wohlwollen, das gute Zeugniß, das er meinen Fähigkeiten und meinem Verstande gab, wirkten vortheilhaft für mich. Aber bald wurde mir bei meinem Vater eine Unbesonnenheit nachtheilig. Dieser nahm mich nach Wartenburg in das dortige Bernhardiner-Kloster, und da ich die Unwissenheit der Mönche und ihr rohes Betragen bemerkte, und ein Mißfallen auch manches Lächeln darüber nicht hinreichend verbarg, so wurde mir dies wieder ungünstig gedeutet. Mein Vater behielt einigen Groll, nahm mich auch nicht zur Kirche nach Bischofsburg mit, wohin er alle Sonntage und Feiertage fuhr, in der Regel bei dem dortigen Probste zu Mittage blieb und erst gegen Abend zurück kam.

Lonczinski hatte in der That viel auf meine Stimmung gewirkt. Ich fing an über mich selbst zu wachen, wurde bescheidener gegen meinen Lehrer und dieser fing an mich gelinder zu behandeln. Nach und nach verschwand zwischen uns Beiden aller Groll. In den letzten zwei Jahren, da Roland mein Lehrer war, erhielt ich manche Erleichterung;

ich

bekam wieder Zutrauen gegen ihn, er empfand Wohlwollen für mich. Wir beide schienen es zu fühlen, daß wir uns schief genommen hatten. Ich wünschte jetzt, zum Theil aus Religiösität, mein Unrecht gegen meinen Lehrer zu vergüten und Roland, der viel gesunden Verstand und ein gutes, sanftes Herz hatte, schien dies einzusehen, auch die Zunahme meiner Kenntniße Liebe und Wohlwollen bei ihm für mich zu wecken; und ich müßte ungerecht gegen ihn sein, wenn ich nicht bekennen sollte, daß er in diesen letzten zwei Jahren mit Unterdrückung seiner eigenen Heftigkeit, zum Theil seines Pflegmas, für mich gehandelt, und seine Pflicht als Lehrer wirklich mit großer Anstrengung und mancher Aufopferung zu erfüllen gestrebt habe.

Auch war es ein großer Trost für mich, daß die Schwermuth meiner Mutter nachließ; sie sah, daß die Uebel nicht zu ändern waren, und faßte sich in Geduld. Der Entschlüß, den mein Vater in Betreff meiner gefaßt hatte, konnte bei seiner Denkungsart, da er einmal gewurzelt hatte, nicht abgeändert werden. Ich sollte zufolge seiner Meinung nach wie vor beständig bei dem Buche sitzen; allein wenn ich des Morgens gleich nach dem Frühstücke, oder des Abends, wenn

der Vater noch bei Tische saß mich in den Garten oder zu meinen jüngern Geschwistern auf ein Viertelstündchen schlich, so that Roland, als ob er es nicht bemerke, und durch den Vorwand, mir Licht oder Wasser zu holen, gelang mir zuweilen eine ähnliche Pause. Den Sonntag, so lange mein Vater in der Kirche war, zuletzt den ganzen Tag, konnte ich nach meinem Willen anwenden, und ich muthmaße, daß Roland und meine Mutter zuletzt eine stillschweigende Genehmigung meines Vaters erhalten hatten. Doch durfte ich nach seinem Willen nicht das Haus verlassen, höchstens vor die Thür oder in den Garten kommen; beides aber mußte nicht lange währen, und das Laufen oder Springen war völlig untersagt; allein ich hatte dennoch hierbei viel Vergnügen.

Meine älteste Schwester besaß eine kleine Bibliothek: Clarissa, Grandison, Pamela, Fanni Wilkes, Sophiens Reise, Stockhausens Briefe, Dusch Briefe zur Bildung des Herzens, der Lehrmeister, das Theater der Deutschen, einiges von Lessing und Wieland, mehrere moralische Schriften, verschiedenes über Mythologie, einige Dichter und Reisebeschreibungen — dies war jetzt ein Schatz, den ich benutzte, und ich zählte immer die Tage bis zum Sonntage, um zu diesem Genusse zu

kommen. Im Sommer nahm ich gewöhnlich ein Buch und setzte mich damit in den Garten oder einen benachbarten Roßgarten. In dem letztern fiel ich bald auf ein sehr halsbrechendes Vergnügen. Neigung zu Pferden und zum Reiten war mir noch aus den Kinderjahren eigen. Allein, seitdem ich mich in Borken befand, war ich auf kein Pferd mehr gekommen. Jetzt weideten einige Füllen im Roßgarten, ich machte den Plan, mich ihrer zu bedienen und hielt dieses um so leichter, da ich wußte, daß auch die alten Numidier ohne Sattel und Zaum ritten; daher glaubte ich, daß es nicht schwer fallen würde, diese Füllen für meinen Zweck abzurichten. Es gelang mir damit einige Male, obgleich mehrere Versuche verunglückten, und ich bei keinem Füllen mehr als einmal meine Absicht erreichte. Ich schlich mich, wenn das Thier grasete, von der Seite heran, warf mich, weil ich des lahmen Fußes wegen nicht hoch springen konnte, mit der Brust oder dem Unterleibe auf den Rücken des Pferdes, ergriff es bei der Mähne, stützte mich mit den Händen auf den Rücken, und kam so mehrentheils durch eine schnelle Wendung als Reiter darauf zu sitzen. Nun aber sprangen die Füllen gewöhnlich mit steifen Beinen in die Höhe, bäumten sich auf den Hinterfüßen, oder bissen nach mir. Das Er-

ste war mir das Gefährlichste, denn ich flog ein paar Mal beinahe einen Fuß hoch vom Rücken des Pferdes, und ich kann es für einen glücklichen Zufall erklären, daß ich, der ich mich doch nur an den Mähnen oder Ohren hielt, auf dem Pferde sitzen blieb. Gegen das Bäumen half ich mir durch Faustschläge, die ich dem Pferde auf den Kopf gab; und indem ich es an den Ohren hielt, hinderte ich das Beißen. Wenn es mit mir unter das Gesträuch lief, drückte ich mein Gesicht gegen den Hals des Pferdes. Das übelste aber war für mich wieder herunter zu kommen. Ich half mir, indem ich immer mehr nach hinten rückte, mich auf meine flachen Hände auf den Rücken des Pferdes stützte und in die Höhe hob. Das Pferd lief alsdenn unter mir weg, und ich fiel auf den Rücken. Doch war ich dabei immer in großer Gefahr, von dem fortlaufenden Pferde noch geschlagen zu werden, bekam aber nur ein einziges Mal einen unbedeutenden Schlag an die Lende, den ich verheimlichte.

Doch verlor sich auch in dieser Zeit allmälig ein Theil meiner Heftigkeit, und es stellte sich bei mir einiger Hang zur Schwermuth ein. Eulers Briefe an eine Deutsche Prinzessin, und Herveys Betrachtungen über die Schönheit der Schöpfung, Dusch mora-

lische Briefe, Youngs Nachtgedanken und ähnliche Werke aus dem Büchervorrathe meiner Schwester vermehrten meine Ehrfurcht für die Gottheit, und machten, daß ich oft an Tod und Unsterblichkeit dachte. Meine Mutter und Schwester besuchten häufig die Lutherische Kirche, welches auch zuweilen Roland that. Mein Vater nahm mich einige Mal nach Wartenburg, und höchst selten an einem großen Festtage nach Bischofsburg mit. Wenn alle die Meinigen auf diese Weise abwesend waren, und ich allein blieb, dann fühlte ich mich zuweilen so beängstigt, so verwaiset, und ging alsdann im Sommer in der Regel in den Garten. Dort waren zwei Terrassen, die eine von einer Rosen- die andere von einer Kirschenhecke beschattet. Hier legte ich mich gewöhnlich der Länge nach auf das Gras. Ich konnte von da den Kirchweg sehen; und wenn ich denn alles aus dem Dorfe im Sonntagskleide dahin wallen sah, dann betete ich zuweilen mit der größten Rührung, daß Gott aus mir einen guten Menschen und die Freude meiner Eltern machen möchte. Bald kamen noch schmerzliche Gefühle hinzu. Jene schlüpfrige Lectüre hatte bei mir den Geschlechtstrieb frühzeitig geweckt. Freilich scheute ich mich jetzt selbst vor diesen Büchern; doch unterlag ich zuweilen der Versuchung. Meine Phantasie wurde oft durch

unbedeutende Veranlassungen rege gemacht, und wenn ich wieder eins dieser Bücher durchgelesen hatte, machte ich mir Vorwürfe; auch rief mir mein Gedächtniß beinahe unwillkührlich Stellen zurück, die ich daraus behalten hatte. Oft erzeugte dies eine Angst und Schwermuth, eine Unzufriedenheit mit mir selbst, aber die letzte brach auch meinen stolzen Sinn. Die Schwärmereien meiner Jugend, die großen Pläne und Entwürfe, wozu ich mir Kraft zutraute, sanken allmälig in den Staub. Doch lag noch immer ein heimlicher Stolz im Hinterhalte; konnte ich nicht einer der größten, berühmtesten Männer werden, so wünschte ich doch mindestens einer der besten Menschen zu sein. Ich fing damals an, zuweilen Dichtern nachzuahmen, wenigstens versuchte ich einige Reime zu machen; und ich erinnere mich noch einer Stelle aus meinen damaligen Gedichten, welche die Stimmung meines Geistes enthält:

Ich wünsch', o Gott, mich zu erfreun,
Kein glänzend Glück auf Erden;
Laß mich nur gut und edel sein
Und täglich besser werden.

Die religiöse Stimmung machte mich sanfter. Dieses, und auch das Zunehmen

meiner Fähigkeiten, vermehrte noch das gute Verhältniß zwischen mir und meinem Lehrer. Dieser hätte mich bis zur Akademie bringen können, wenn er sich nur auf meinen Unterricht mühsam hätte vorbereiten wollen. Hieran aber wurde er durch das erneuerte Studium der Rechtsgelahrtheit, wodurch er sich zu einem Amte vorbereiten wollte, verhindert. Ich hatte daher auch nur mit ihm den Eutropius, Cornelius Nepos, Fischers Historiae selectae, und auch etwas aus Ovids libri tristium gelesen; aus dem Deutschen aber hatte ich einen großen Theil von Rollins Römischer Geschichte in das Lateinische übersetzen müssen. Auch hatte ich anfänglich, ohne daß es Roland wußte, zuletzt mit seiner Genehmigung Ovids Metamorphosen mit Zuziehung der Französischen Uebersetzung von Bannier, die Oden des Horaz mit Zuziehung der Uebersetzung von Lange, die mir aber wenigen Trost gab, den Virgil, Sallust, Livius, und die Reden des Cicero gelesen, wovon ich einiges, ins Deutsche übersetzte. In Betreff der Französischen Sprache war ich weiter, las Französische Dichter mit Leichtigkeit, und hätte mir Roland nachhelfen wollen, ich hätte durch ihn mehr gelernt als im Collegio Fridericiano. Er fragte mich selbst: ob ich etwas dagegen hätte, wenn er meinem

Vater den Vorschlag machen würde, mich in diese Schul- und Pensionsanstalt zu geben, und ich, dem es ein angenehmer Gedanke war, aus dem väterlichen Hause zu kommen, war damit völlig zufrieden. So wurde ich, da ich beinahe 15 Jahr alt war, in das Collegium Fridericianum gebracht.

Die Vermögensumstände meines Vaters hatten sich indeß verschlechtert, und ich war daher mit Kleidungsstücken nicht zum Besten versorgt. Freilich erschien ich an Ehrentagen in einer Weste von rothem, in Beinkleidern von schwarzem Atlas, und in einem violettuchenen Rocke; aber diese Kleidung war auch die einzige ganze, welche ich nach Königsberg mitnehmen konnte, und außerdem erhielt ich hinreichende Wäsche, zwei Schlafkamisöler und einen Schlafrock von bunter Leinwand, beides auch nur mit Leinwand gefüttert. Mein Vater sagte mir: er wolle nächstens an meine Kleidung denken und gab mir zwölf Thaler mit, wovon ich mir das unentbehrlichste kaufen sollte. Diese Summe schien mir ein Schatz zu sein, wovon ich alle meine Bedürfnisse auf lange Zeit befriedigen konnte; aber nachdem ich einen Stock, einen Hut und die erforderlichen Schulbücher gekauft hatte, war mir kaum noch ein Drittel übrig, und dieser Ueberrest wurde in Kurzem

aufgezehrt. Denn ich aß damals am ersten Tisch in der Oekonomie des Collegiums; an einigen Tagen konnte ein junger Mensch von starkem Appetit sich hinreichend sättigen, schwerlich aber am Dienstage, Donnerstage und Sonnabende. Der Koch schien dies einzusehen, und verkaufte an diesem Tage anderes Essen. Es war uns erlaubt vom Tische aufzustehen, dies Essen zu kaufen und ins Speisezimmer zu holen. Der Anblick des bessern Essens machte jeden, der noch einige Groschen hatte, lüstern. So lange mein Geldvorrath hinreichte, kaufte ich mir Portionen und Weitzenbrodt zum Frühstück. In wenig Wochen war alles bis zum letzten Heller verzehrt, und jetzt, da ich mir nicht einmal mehr etwas zum Frühstücke besorgen konnte, fühlte ich den Mangel desto drückender.

Es war damals Sitte im Collegio, daß immer ein Schüler von den obern Klassen bei Tische vorlesen mußte. Dieser aß die Suppe mit den übrigen, erhielt die letzte Portion vom zweiten Gerichte. Es wurden ihm, wenn die andern gesättigt waren, einige Augenblicke Zeit gelassen, dies schnell zu verzehren; und seine Portion Butter, nebst einem Stücke Brot konnte er auf sein Zimmer nehmen. Niemand las gerne vor, und

da sich meine Mitschüler sträubten, erklärte ich dem Inspektor Huve: mir mache das Lesen Vergnügen. Ich erreichte hiedurch meinen Zweck, bildete, weil ich gut vorzulesen wünschte und meine Mitschüler, wenn ich dieses that, mir zuweilen ihren Beifall gaben, mich hiedurch, ohne daß ich es selbst bemerkte, einigermaßen für Deklamation, wodurch ich, selbst noch in meinen spätern Jahren, zuweilen einen mir günstigen Eindruck machte. Und Huve sagte mir: ich sollte beständig vorlesen. Nun aß ich zu den Speisen sehr viel Brot, und ein großes Stück davon, das ich zu meiner kleinen Portion Butter mit auf das Zimmer nahm, wurde mein Frühstück. Dieses war erträglich, nicht aber die Kälte. Es war damals erlaubt, daß die Schüler, die im Collegium wohnten, im Schlafrock in die Schule gingen. So lange der Sommer währte, ging es mit dem meinigen recht gut; aber im nächstfolgenden Winter, litt ich bei meiner dünnen Bekleidung desto mehr. Ich schrieb an meinen Vater; dieser war ungehalten, daß ich meine zwölf Thaler so schnell verzehrt hatte. Ich wandte mich an meine Mutter und an meine älteste Schwester, diese schickten mir einige Mal etwas Weniges, welches ich aber größtentheils zur Reparatur meiner Kleidungsstücke verwenden mußte. Endlich erhielt ich

die Erlaubniß, nach Hause zu kommen. Die Umstände meines Vaters waren so zerrüttet, daß er mir nur ein paar Thaler geben konnte, und ich war ein Quartal im Collegio schuldig, das mir der Inspector Domsien mitzubringen zur Pflicht machte. Meine Mutter fühlte meine Lage. Sie gab ihre goldene Repitir-Uhr einem Offizier, mit dem ich nach Königsberg zurückfuhr, um sie zu verpfänden; dieser erhielt darauf 30 Thaler. Hievon empfing der Inspektor für Pension und einige Auslagen 25, ich ließ meinen Rock wenden, kaufte ein paar Stiefel, und war wieder im Blossen. Hin und wieder unterstützte mich noch meine älteste Schwester, die mir auch eine brodirte Weste schickte; zuweilen erhielt ich Victualien; die ich aber sogleich mit meinen Schulgefährten theilte, welche auch wieder, wenn sie Lebensmittel von Hause bekamen, mit mir theilten.

Doch war ich bei dem allen gesund und größtentheils heiter. Dieses Letzte hatte wol zum Theil seinen Grund darin, daß ich, wenn ich meine Fähigkeit mit manchem meiner Mitschüler maß, ein Uebergewicht fühlte; und dieses mir so schmeichelhafte Selbstgefühl tröstete mich für manche Leiden, erzeugte auch den Gedanken, daß ich mich vielleicht emporschwingen, und noch dereinst die Freude und

der Stolz meiner Eltern sein könnte. Besonders fühlte ich, wie viel meine Mutter für mich und meine Geschwister that und aufopferte, und der Gedanke ihr vielleicht einigen Ersatz schaffen zu können, erfüllte meine Phantasie mit manchem frohen Bilde, worüber ich die Gegenwart vergaß.

Bei meiner Aufnahme in das Fridericianum prüfte mich Inspektor Domsien, der von vielen seiner Zöglingen oft, und, wie ich glaube, zum Theil falsch beurtheilt ist. Es schadete ihm, daß er keine gründliche Gelehrsamkeit besaß, doch war er klug genug, keine offenbare Blößen zu geben, und er würde dies noch weniger gethan haben, wenn er nicht durch einige Pedanterie, Lateinische Sprüchwörter und Stellen aus Klassikern, die er immer nicht zweckmäßig anbrachte, manche seiner aufmerksamen Schüler, die immer die strengsten Recensenten ihres Lehrers sind, darauf aufmerksam gemacht hätte, daß diese anscheinend große Gelehrsamkeit auswendig gelernt wäre. Er hatte mit vielen Menschen zu thun gehabt, und wußte sich in vielen Fällen sehr gut, oft mit Gewandheit zu nehmen. Nur mußte er nicht überrascht werden, weil ihm sonst eine gewisse Schnelligkeit des Geistes fehlte, und er daher oft von seinen Schülern äusserst getäuscht wurde.

Ein Hauptfehler war es, daß er die Jugend und ihre Erziehung noch ganz so betrachtete, wie dies in den frühern Jahren seines Lebens gewesen war; daß jene häusliche Religiösität der Eltern und deshalb auch der Kinder nicht mehr statt finde, dagegen oft Leichtsinn herrschend ist, dies schien er nicht einzusehen, sondern vielmehr die Menschen, vorzüglich seine Schüler für zu gut und zu fromm, und wenn er vom Gegentheile überzeugt wurde, wieder für zu böse und zu gottlos zu halten. Daher kam es, daß er bei Bekanntmachung mancher jugendlichen Vergehungen statt des Abscheues, den er bei den Schülern zu erregen hoffte, sie nur zum Gelächter reitzte, und daß er denjenigen, von dem er einmal glaubte, daß er ihn getäuscht habe, oder daß er ein Heuchler sei, mit einem gewissen Unwillen verfolgte, und wieder Thränen und Rührung für Herzensgüte annahm. Von eleganter klassischer Litteratur hatte er keine Begriffe, sondern wer viel Phrases und Vocabeln auswendig konnte und fertig übersetzte, den hielt er für geschickt. Doch übereilte er sich nicht in seinem Urtheile, sondern horchte aufmerksam auf die Meinungen der Lehrer und Mitschüler; schien aber, seitdem er fand, daß diese Urtheile oft einen Werth hatten, darauf zu viel zu achten, und hatte sich selbst sie abzufragen ge-

wöhnt. In seinen Strafen war er streng, wie dies in seinen jüngern Jahren in allen Schulen der Fall gewesen war; und überdem schienen einiger Stolz und Jähzorn seine Fehler zu sein. Allein jener Pietismus aus den Zeiten des Doctor Schulz hatte auch auf ihn gewirkt, und er hatte dadurch alle seine religiöse Begriffe erhalten, an welchen er festhing. Er wachte daher, wenn ihn seine Leidenschaften und Schwächen nicht übereilten, ernstlich über sich selbst. Ich kann aus diesen Gründen die harten Urtheile über ihn nicht billigen. Er stand vielmehr nicht auf dem rechten Platze; that aber alles Mögliche um für seinen Platz recht zu werden, wachte über seine Fehler, und war von seinen Religions-Meinungen überzeugt. Er schonte die Lehrer, für deren Fähigkeiten er Achtung hegte, und hatte hierdurch tüchtige Lehrer, wenn ihn auch hin und wieder mancher täuschte. Seine Strenge beruhte doch immer auf einem gewissen System und nicht auf Laune und Leidenschaft. Sie entzog ihm daher nicht die Achtung seiner Untergebenen, hatte ihn aber seinen Schülern furchtbar gemacht, und so erhielt er das Ganze, so wie es ihm Schiffert, sein Vorfahr, ein tüchtiger Mann für sein Zeitalter, übergeben hatte.

Die Schiffertsche Methode war in ihrem

Zeitalter äußerst zweckmäßig gewesen, und so lange Domsien ihr treu blieb, konnte er den Gang des Ganzen recht gut erhalten. Sobald er aber davon abwich, zum Theil abweichen mußte, so entsprangen auch Unregelmäßigkeiten und Lücken, die der Anstalt nachtheilig wurden. So lange ich mich darin befand, herrschte im Ganzen Ordnung und Fleiß; Fehler und Vergehungen, die Domsien erfuhr, wurde strenge bestraft. Die fleißigen und guten Schüler munterte er auf. Für die Kranken sorgte er mit edler Uneigennützigkeit; und es sind mir Beispiele bekannt, daß er selbst Studenten, die vormals seine Schüler gewesen waren, wenn sie erkrankten, viel Gutes that. Das Collegium sank bloß dadurch von seinem vormaligen Rufe herab, daß er es nur immer auf demselben Punkt erhalten, und nie mit dem Zeitalter fortschreiten lassen konnte, selbst nicht einmal ein neues Schulbuch gern einführte, und es immer wünschte, daß die Candidaten und Lehrer sich noch so benehmen sollten, wie die zu den Zeiten des Doctor Schulz es gethan hatten. In den Betstunden, die er hielt, war alles still und feierlich; und ich weiß nicht, ob es vielleicht nur Folge der Stimmung war, die ich selbst erhalten hatte, allein ich habe nie einen Mann mit solcher Innigkeit und mit solchem unge-

künstelten Ausdrucke beten gehört; und da mir wieder seine Predigten mißfielen, so glaube ich, daß an meinem Urtheil etwas Wahres seyn müsse. Noch muß ich erwähnen, daß man ihn nach meiner Ueberzeugung mit Unrecht des Eigennutzes beschuldigte. So ließ er Camelott und Serge' de Berry zu Schlafröcken und Unterkleidern, wie man sagte, etwas theurer als gewöhnlich an die Schüler verkaufen; aber bloß in der redlichen Absicht, einem armen, wie er glaubte, frommen Wollarbeiter, der nach seiner Ueberzeuganz vorzügliche Arbeit lieferte dadurch aufzuhelfen. Auch hinterließ er ein unbedeutendes Vermögen.

So war der Mann, der auf meinen Kopf und mein Herz vorzüglich wirken sollte. Bei der Prüfung gab er mir zuerst den Cornelius, hierauf Cicero's Reden, zuletzt Freiers Fasciculus, und ein kleines französisches Buch, welches den Titel Poesies sacrées führte. Meine Fertigkeit im Uebersetzen schien seinen Beifall zu erhalten. Er legte mir einige Fragen aus der Geschichte und Geographie vor, ließ mich aus dem Kopfe etwas berechnen, und setzte mich nun im Lateinischen auf Groß-Sekunda, in den mehresten übrigen Klassen auf Prima. Dieses war selten bei einem Neulinge der Fall, und daher bekam ich

ich gleich in der Schule ein gewisses Ansehen. Es wurde damals wöchentlich ein Brief, eine Chrie oder Rede, und eine poetische Ausarbeitung, in der einen Woche in Deutscher, in der andern Woche in Lateinischer Sprache gemacht. Zumpford, damals Lehrer auf Groß-Sekunda, gefiel mir gleich als ein offener, ehrlicher Mann. Ich gestand ihm, daß ich mit diesen Ausarbeitungen gar nicht fertig zu werden wußte; er bestellte mich einige Male auf sein Zimmer, durchsah meine Arbeiten, tadelte ohne Spott, lobte mit Mäßigung, gab mir hin und wieder einen Fingerzeig, und brachte mich bald ins Geleise. Auch war mein Stubengefährte, der nachher zu Bromberg als Hofgerichtsrath verstorbene v. Wittke, ein ehemaliger Jesuitenschüler aus Danzig, in der Lateinischen Sprache einer der fertigsten Schüler; hingegen Deutscher Ausdruck fehlte ihm, und so halfen wir einer dem andern. Besonders mußte er mir bei den Lateinischen Gedichten helfen, womit ich nie recht fertig werden konnte. Meine Deutschen Chrien jedoch galten unter meinen Mitschülern für Meisterstücke, besonders durch die Illustrationen aus der Geschichte, womit ich oft Bogen füllte; und meine Deutschen Gedichte erhielten bald Beifall. Dieses aber würde auch allmälig meinem Fleiße nachtheilig,

weil ich mich bald schon für einen ganzen Mann zu halten anfing.

Inspektor Domsien wurde mir im Kurzen sehr geneigt. Er kam gerade in die Klasse, als ich den Nepos übersetzen sollte, den ich beinahe ganz auswendig konnte; ich hatte daher das Buch nicht einmal aufgeschlagen. Baczko! perge, rief Domsien. Ich recitirte das Lateinische auswendig, und übersetzte. Kann er den Cornelius auswendig? fragte Domsien. Zumpford sagte ihm, daß ich ein ungeheures Gedächtniß hätte. Ich gewann viel durch diese Empfehlung, noch mehr aber in der theologischen Stunde. Da ich mich zur katholischen Kirche bekannte, sagte mir Domsien: ich hätte nicht nöthig, in diese Stunde zu kommen; doch würde ich ihm einen Gefallen erzeugen, wenn ich sie besuchen wollte, dürfte aber nichts auswendig lernen. Mir aber waren die mehresten Sprüche, theils durch mein eigenes Bibellesen und den Religions-Unterricht meiner Schwestern, theils auch dadurch bekannt, daß ich sie jetzt oft hersagen hörte, und hiedurch war ich häufig im Stande meinen Mitschülern, die ihre Sprüche nicht konnten, solche leise vorzusagen. Der Lehrer Wolf, nachher Pfarrer zu Bladiau, war damit unzufrieden, und sagte einst als Domsien in

die Klasse kam und fragte, wie der Katholik sich aufführe: daß ich den andern Schülern immer die Sprüche vorsage. Domsien, der es befohlen hatte, daß ich nichts auswendig lernen sollte, sagte: Sie müssen ihm in der Klasse die Bibel wegnehmen, und erhielt jetzt von Wolf die Antwort, daß ich die meisten Sprüche auswendig könne. Domsien hielt dies für Folgen der Frömmigkeit, ermahnte mich, das Vorsagen zu unterlassen, aber im Guten fortzufahren, und bald zeichnete ich mich auch in seiner Betstunde aus. Ich hatte kein Lutherisches Gesangbuch, sah daher gewöhnlich bei meinen Nachbarn ein; sang aber auch manche Lieder auswendig mit, die ich von meiner Mutter und meinen Schwestern gehört und behalten hatte. Hierunter gehörte auch das Weihnachtslied: Auf, auf, ihr Reichsgenossen! Inspector Domsien gab plötzlich das Zeichen einzuhalten, und fragte, weil er bemerkte, daß ich in kein Buch einsah: warum ich nicht mitsänge? ich versicherte, daß ich das Lied auswendig sänge. Wird es, fragte er, auch in der katholischen Kirche gesungen? Nein erwiderte ich. Und er kann es dennoch auswendig? fragte er weiter, befahl mir als ich dies bejahte, das Lied herzusagen; ließ weiter singen, und schien mit mir sehr zufrieden zu sein.

Dies bemerkten meine Mitschüler und

bald hörte ich ihren Vorwurf, daß ich wahrscheinlich ein Kundschafter des Inspektors und ein Klätscher sei. Dies kränkte mein Ehrgefühl, und daher fing ich an, verschiedenes mitzumachen, waran ich sonst nicht Theil genommen haben würde. Weil ich aber sah, wie mancher Muthwille hart bestraft wurde, so ging ich, um nicht verrathen zu werden, planmäßig und mit Vorsicht zu Werke, und bei der guten Meinung, die ich mir erworben hatte, war es mir auch leicht, manchen Argwohn von mir zu entfernen. Einer der ersten muthwilligen Streiche war, daß ich des Nachts allerlei Getöse machte, wozu mir der Hausknecht, der zugleich Nachtwächter war, die erste Veranlassung gab, weil er, so daß ich es hörte, in der Küche erzählte, es gehe im Collegio, besonders auf dem zweiten Gange, nicht recht richtig zu. Ich wohnte auf diesem Gange und beschloß ihn zu ängstigen, bewirkte dies auch unter andern, indem ich in der Thür, die nach dem geheimen Gemache führte, einige Wallnüsse einklemmte, mit aller Gewalt meines Körpers dagegen drückte, und sie hiedurch auf einmal sprengte. Ich verließ, um dies thun zu können, des Nachts mein Bett; und das sonderbare Getöse wirkte bald nicht blos auf den Knecht allein. Nun fanden sich aber bald mehr muthwillige Knaben; sie wur-

der entdeckt, ich aber nicht, weil ich mich bei Zeiten zurückzog.

Es wirkte auch noch so manches nachtheilig auf mich. Ich besuchte nämlich die katholische Kirche, bei der noch Jesuiten standen. Einer darunter, Namens Wagner, war ein gebildeter und sehr vernünftiger Mann, der aber selten predigte. Ein anderer, Namens Repert, war ein heftiger Mann und hatte manches Sonderbare an sich. So predigte er beinahe ein ganzes halbes Jahr hindurch von der Kinderzucht, und zerrte jeden Text so lange, bis er darauf paßte; und ich erinnere mich noch, daß er sagte, die Worte: „Folge mir nach" wären ein Beweis, daß Jacobus und Andreas, zu denen sie gesagt worden, gut erzogen wären, weil man es sonst nicht vorausgesetzt haben könne, daß sie zu folgen erlernt hätten. Ein anderer Jesuit, Namens Schwarz, predigte auch nicht selten. Er wollte einst den Nutzen von der Anrufung der Heiligen dadurch beweisen, daß ein Raubvogel todt zur Erde gefallen wäre, als er im Begriffe gestanden einen andern Vogel zu erhaschen, und der letzte die Worte: Hilf mir Maria! ausgerufen habe, die er wärend einer Gefangenschaft, aus der er entwischt wäre, erlernt hätte. Diese Predigten ließen mein Herz unerwärmt; und

da ich die Fertigkeit besaß, die Sprachen anderer nachzuahmen, so erhielt ich bald lauten Beifall der Mitschüler, wenn ich ihnen Stellen aus solchen Predigten vordeclamirte. Sie machten es nun auf die nämliche Weise mit den Predigten, die sie gehört hatten, und so gewöhnten wir uns bald an manche kleine Spötterei. Der protestantische Religions-Unterricht, dem ich beiwohnte, machte Zweifel gegen den Katholicismus bei mir re e und indem ich mich nach und nach über vieles hinwegzusetzen anfing, entsprang Gleichgültigkeit, und die Religiösität, die ich aus dem väterlichen Hause mitgebracht hatte, ging allgemach verloren; besonders da ich überzeugende Beweise erhielt, daß bei manchen unserer Inspicienten — so nannte man die Candidaten der Theologie, die mit uns auf einem Zimmer wohnten und die Aufsicht über uns hatten, — weitgehende Gleichgültigkeit, ja selbst Verhöhnung jener Andachtsübungen herrschte, bei welchen sie, wenn der Inspektor nicht ferne war, große Andacht äußerten. Jetzt sehe ich ein, wie nachtheilig mir dies wurde, und möchte doch ein jeder, der in ähnliche Lagen kommt, behutsam über sich wachen! Denn ich schritt vom Muthwillen bald zur Verstellung, fing schon an mir kleine Heucheleien zu erlauben; und wäre ich auf diesem Wege fortgeschritten, wie

hätte mein offener, gerader Sinn verstellt, welch ein abscheulicher Mensch hätte ich werden können, wenn ich meine angeborene Heftigkeit durch Heuchelei zu übertünchen gelernt hätte. —

Nach dem Verhältniß wie mein Muthwille stieg, ließ mein Fleiß nach, besonders seitdem ich auf Prima gekommen war. Lehrer dieser Klasse war der Subinspektor Hure. Seit seinem achten Jahre war er als Schüler im Fridericiano gewesen, da er auf die Akademie kam, als Lehrer darin geblieben, und zuletzt Subinspektor und Lehrer der ersten Klasse geworden. Das Fridericianum war daher seine Welt. Seine eigene Sanftmuth, Unschuld und Reinigkeit der Sitten war der unrichtige Maaßstab, nachdem er uns beurtheilte. Er hatte viele Sprachkenntnisse, einen großen Wortvorrath und war mit der Lateinischen, Griechischen, und Hebräischen Grammatik genau bekannt. Aber mit Geschmack hatte er die Klassiker nicht studirt, und bei dem Studium der Philologie seine Muttersprache selbst vernachläßigt; auch hatte sich bei dem Mangel des Umganges sein Ausdruck für das gemeine Leben nicht gebildet. Er brachte daher nicht selten Latinismen und Hebräismen in die Deutsche Sprache. Dabei hatte er eine feine, etwas

weibische Stimme, welche mit den tiefen Tönen, die er erzwang, sonderbar contrastirte. Daß wir die Kenntnisse und die Gutmüthigkeit dieses Mannes schätzten, ist gewiß; noch gewisser aber, daß wir auch über ihn lachten, und ihn insgeheim mißbrauchten. Wäre er strenger gegen uns gewesen, so würden wir oft behutsamer gehandelt haben. Jetzt aber trieben wir es auch oft sehr weit, und dieses war der Grund, daß ich in seiner Klasse nichts lernte. Weil ich aber nicht müßig bleiben wollte, las ich beinahe jedes Buch, das ich aufzutreiben vermochte, hierunter eine Menge von Romanen, die mir meine Mitschüler zusteckten. Allein an Geschichte gewöhnt, gewann ich daran keinen Geschmack, sondern bei den kläglichsten und schrecklichsten Abentheuern derRomanhelden fiel mir immer der Gedanke ein, daß man uns nur diese Possen aufbürden wolle.

Mit darunter bekam ich aber auch manches gute Buch, hierunter „Miltons verlornes Paradies". Mit dem Satan, so wie ihn Milton schildert, war ich nicht unzufrieden; denn die Stelle: lieber in der Hölle herrschen, als im Himmel dienen, machte, daß ich ihn so ganz für einen zweiten Cäsar hielt, und daher auch, als bei einem Spaziergange vor dem Roßgärtschen Thore, indem

wir bei dem Hochgerichte vorübergingen, einer unserer Mitschüler uns die Geschichte eines Hingerichteten erzählte, und sich dabei des Ausdrucks bediente: er ließ sich vom Teufel blenden, ihm mit den Worten in die Rede fiel: laß mir den Teufel zufrieden, der ist ein großes Genie. Inspektor Huve, der dieses gehört hatte, wandte sich mit den Aeußerungen des größten Erstaunens gegen mich; lächelte aber doch zuletzt, als ich hinzusetzte: aber ein sehr boshafter Kerl, und wer das nicht glauben will, der lese Miltons verlornes Paradies.

Durch solche Züge gewann ich zum Theil bei einigen meiner Mitschüler, was ich durch meine schlechte Kleidung verlor. Auch wurde meine Eitelkeit, durch manchen kleinen Lobspruch und dadurch aufgeregt: wenn ich in Betreff meines Wissens, welches aber, immer ein erbärmliches Stückwerk war, meinen Mitschülern überlegen zu sein einsah. Denn, schon durch die Lektüre, die ich ohne daß es Roland wußte ins geheim getrieben hatte ich mich, nach jedem Buche zu greifen, und theils um der Langweile zu entgehen, theils auch aus einem gewissen Eigensinn oder Beharrlichkeit, was ich einmal angefangen hatte, durchzulesen, wenigstens durchzublättern gewöhnt; und so verfuhr ich auch im Fri-

dericiano, las die: Sermones fideles des Baco, die Colloquia des Erasmus von Rotterdam, Wielands Uebersetzung des Shakespeare, Yoricks empfindsame Reisen, Schröcks Biographien und Lilienthals gute Sache, die Abentheuer des Albertus Julius und einige Robinsone, kurz was mir in die Hände fiel. Dieses verwirrte Lesen blieb mir eigen, und wenn ich mir gleich dadurch manche encyclopädische Kenntnisse erwarb, so schadete es doch der Gründlichkeit, und ich würde, wenn ich mich bei meinem Lesen, bloß auf einige Wissenschaften beschränkt hätte, da mein Gedächtniß mir alles treulich aufbewahrte, mich ungleich zweckmäßiger gebildet haben.

Es entstand ein gewisses Unstätes und Schwankendes, durch diese oft so widersprechende Lectüre; dabei wurde meine Einbildungskraft, zuweilen höchst seltsam aufgeregt, ein unruhiges Treiben, ein schwärmerisches Sehnen nach mannigfachen abentheuerlichen Begebenheiten, welches mir sehr nachtheilig hätte werden können, bei mir erweckt, beiläufig aber auch durch die Menge des Gelesenen mein Kopf von Ideen vollgepfropft. Diese waren gerade nicht immer die besten, aber sie vermehrten meine Lebhaftigkeit, und es bildete sich durch Combinirung dieser Ideen einiger Witz, der jedoch mehrentheils

immer mit Bitterkeit verbunden war. Diese letzte entstand vielleicht, weil ich oft mein Leben seit einigen Jahren durchlief, und mich in Vergleichung mit meinen Schulgefährten vom Schicksale gemißhandelt glaubte. Viele davon waren die Söhne reicher, wenigstens wohlhabender Eltern. Daß sie sich manchen Genuß verschaffen konnten, den ich entbehren mußte, wäre mir erträglich gewesen: aber daß ich durch meine Kleidung, der ich zum Theil entwachsen war, und die ich schon zu zerreißen anfing, nicht allein der Kälte, sondern auch der Verspottung ausgesetzt war — dies ging mir äußerst nahe. Und wenn ich auch gleich oft in meinen spätern Jahren Mangel litt, und hiedurch mit meiner Bekleidung sehr zurückkam, so war doch beständig das Bestreben, gut gekleidet zu sein, bei mir rege. Daher, sobald ich nur einiges Geld auftreiben konnte, kaufte ich mir gern ein schönes Kleid. Weil ich aber meine Kleidungsstücke nicht schonen konnte, sondern damit etwas nachläßig umging, so entstand hiedurch der sehr sonderbare Contrast, daß ich bald sehr gut, und bald darauf wieder sehr schlecht gekleidet war.

Allein meine Dürftigkeit im Fridericiano, hatte auch ihren Nutzen. Weil ich stark wuchs, und mein Körper nicht reichlich ge-

nährt wurde, so bekam auch die Sinnlichkeit geringern Vorschub, und diese war bei manchen meiner Schulgefährten sehr groß. Sie hatten nicht nur wollüstige Verbindungen mit den Aufwärterinnen und noch ein paar andern liederlichen Geschöpfen — wozu vorzüglich die Amme gehörte, die Inspektor Domsien bei seinem Sohne hatte, und die ihren Liebhabern auf dem Chor in der Kirche Zusammenkünfte gestattete, — sondern auch andere Geist und Körper zerstörende Ausschweifungen waren häufig. Hievon wurde gegen mich kein Geheimniß gemacht, und jene Ideen, die ich durch frühere Lectüre erhalten hatte, wurden bald mit ganzer Thätigkeit rege. Meine lebhafte Phantasie kam hinzu und schwelgte in wollüstigen Bildern. Noch hielt mich eine gewisse Scheu und einiges Schaamgefühl zurück; aber sicher hätte dies nicht lange gewährt, wenn nicht eine anscheinend geringe Veranlassung ein starkes Einkehren in mich selbst bewirkt hätte. Es hatte nämlich Justiz-Commissarius Wachowski, der mir Zutritt in seinem Hause gestattete, manches Gute erwies und manches nützliche Buch gab, mir auch den Messias von Klopstock geliehen. Meine Religiösität, die, weil ich so viel heucheln sah, sehr gesunken war, wurde durch die Lesung des Messias aufs neue belebt. Aber meine rege gemachte Phantasie konnte

sich doch auch nicht von schlüpfrigen Gegenständen losreißen, ob ich dies gleich sehnlich wünschte, und ich fing allmälig an, über die mögliche Befriedigung zu brüten. Ich griff während dieser Zeit zufällig nach Klopstocks Messias, las, freilich nicht mit großer Aufmerksamkeit, bis ich an die Stelle kam, wo Judas Ischarioth, da er sein böses Vorhaben zu vollziehen beschlossen hatte, von seinem guten Engel verlassen wird. Die wehmüthige Rühtung, die der Dichter so herzlich schildert, machte auf mich einen sehr lebhaften Eindruck, und bald kam auch (ich leugne es nicht) mein Stolz hinzu. Wenn, sagte ich zu mir selbst, die Vorsehung dich auch zu etwas Außerordentlichem bestimmt hat? wenn sie gerade in diesem Augenblicke als Wink deines guten Genius dir diese Stelle des Dichters vor Augen gehalten hätte? der Gedanke begeisterte mich. Dein guter Schutzgeist soll nicht trauernd von dir weichen, sagte ich zu mir selbst, und wenn meine Phantasie mich irre leiten wollte, so kehrte auch immer das Bild des Dichters zurück, und schützte mich gegen Versuchung. Oft in meinen spätern Jahren, wenn ich die Menschen von der Nothwendigkeit, dem Moralprincip gemäß zu handeln, vorzüglich aber wenn ich sie davon schwatzen hörte, daß unsere Moralität einzig ein Resultat unserer Vernunft,

nicht unserer Gefühle sein soll; dann erinnerte ich mich an diesen Zug meiner Jugendgeschichte, und bin fest überzeugt, daß, so lange wir Menschen von sinnlichen Eindrücken abhängen, es gewiß nicht unzweckmäßig ist, auf unser Gefühl zur Beförderung der Moralität zu wirken. Wenigstens bin ich fest überzeugt, daß, seitdem ich die Menschen so viel von moralischen Grundsätzen reden höre, sie um nichts besser, ja vielleicht noch unmoralischer geworden sind, als in meiner Jugend, da sie von Rührung, Andacht und Erleuchtung sprachen. Daher, bis eine höhere moralische Cultur eintritt — deren wol einige weise und gute Menschen fähig sind, schwerlich aber das ganze Menschengeschlecht — laßt uns doch die Gelegenheit zu Erzeugung guter Gefühle nicht gering schätzen!

Mein jugendlicher Muthwille hatte indeß durch den Beifall meiner Mitschüler viele Nahrung erhalten. Schon durch meine erwähnte große Fertigkeit, die Stimmen Anderer täuschend nachzuahmen, hatte ich, ehe sie bemerkt wurde, manche Lächerlichkeiten veranlaßt, und endlich wurde es auch entdeckt, daß ich nicht der stille, sanfte und fromme Jüngling wäre, für den man mich eine Zeitlang gehalten hatte. Die Veranlassung dazu gab ein Trauer-Carmen auf den Tod eines Profes-

sors, der gerade kein berühmter Mann ge=
wesen war. Doch hatte jeder Professor ein
Gedicht auf seinen Tod gemacht, worin er
gepriesen und sein Verlust bedauert wurde.
Diese Gedichte waren auf einigen Bogen zu=
sammen gedruckt. Wir lachten darüber, daß
man von dem Verstorbenen so viel Worte
gemacht hätte, und weil gerade damals ein
Pudel, der Haushund des Oekonomen aus
dem Collegio, von den Knechten des Scharf=
richters erschlagen wurde, so that ein Schü=
ler den Vorschlag, das Leichen=Carmen zu
imitiren und unserm Pudel ein ähnliches
Denkmal zu stiften. Sobald dies nur einige
gethan hatten, wurde die Sache ansteckend,
und wer einen Deutschen oder Lateinischen
Vers machen konnte, machte ein Gedicht auf
den Tod des Hundes. Da nun diese Ge=
dichte auf einigen Bogen mit schwarzem Ran=
de abgeschrieben, und selbst in den beiden
höhern Klassen heimlich umhergereicht wurden,
so wurde die Sache bald entdeckt, und die
Gedichte, deren schon einige zwanzig waren,
dem Inspektor Domsien übergeben. Es hat=
ten so viele Schüler an der Sache Theil
genommen, daß wir mit einem derben Ver=
weise abkamen; mein Gedicht wurde für
eins der ärgsten erklärt, und hatte auf
mein ganzes Schicksal im Collegio wich=
tigen Einfluß, weshalb ich die letz=

ten acht Zeilen, die mir gerade einfallen herſetze:

Armer Pudel ruh' in Frieden!
Bracht' dich gleich ein Henker um,
Biſt du doch dahin geſchieden
In das Hunds-Elyſium.

Aber wir — wir müſſen faſten,
Knochen, ſonſt des Pudels Lohn,
Die giebt uns Collegiaſten
Jetzt der Koch als Portion.

Hiedurch verlor ich ganz die Gewogenheit des Inſpektor Domſien. Um dieſe nicht zu verſcherzen, hatte ich meinen Muthwillen nie bis auf ihn ausgedehnt. Da er mir nun aber Beweiſe des Unwillens gab, bei manchen Sachen, woran ich unſchuldig war, gegen mich inquirirte, ſo erlaubte ich mir nun auch bald verſchiedene Neckereien, die auf ihn einigen Bezug hatten. So lehrte ich z. B. meine Mitſchüler, damit der Inſpektor ſie nicht, wie er es zuweilen that, beſchleichen könne, Haſelnußſchalen vor die Stubenthür zu ſtreuen. Ich ſchrie zuweilen auf dem Gange, indem ich die auffallenden Stimmen anderer Schüler nachahmte, die bei angeſtellter Unterſuchung ganz ruhig auf ihren Stuben gefunden wurden. Bei dergleichen kleinen Streichen

chen wußte ich mit Hülfe einiger meiner Freunde, die gleich, was ich wollte, bezeugten, die Schuld von mir zu entfernen. Domsien wurde hiedurch nicht ganz getäuscht. Es verdroß ihn vielmehr, daß ich, auf den er oft den größten Argwohn hatte, ihm dennoch das Gegentheil zu beweisen wußte, er strebte nach einer Gelegenheit, mich zu überführen, und glaubte diese wirklich gefunden zu haben, als ich völlig unschuldig war. Wir mußten nämlich, um auf das Speisezimmer zu kommen, über den im Winter völlig finstern Hof gehen. Hier heulte zufällig ein Hund, und viele Schüler heulten mit, da sie über den Hof liefen. Weil mir dieser Muthwille wirklich zu läppisch war, nahm ich daran keinen Antheil, denn es war schon wenig Wochen vor Ostern, mir war schon die Entlassung auf die Akademie zugestanden, und hiedurch ein gewisses Ehrgefühl rege gemacht worden. Ich war daher seit einiger Zeit weniger muthwillig, und wenn ich wirklich einen Streich beging, so strebte ich mich wenigstens dabei in den Augen meiner Mitschüler auszuzeichnen. So, als Domsien bei Strafe von Peitschenhieben, Bier zu trinken untersagte, machte ich, der weder Geld noch Neigung zum Biertrinken hatte, die Erfindung einen Korkstöpsel von inwendig in die Pfeife des Theekessels zu trei-

ben. Nun füllte ich den Theekessel mit Bier, die Pfeiffe mit Wasser, und da es uns, warm Wasser in dem Theekessel aus der Küche zu holen, erlaubt war, der Inspektor, daß wir auch Bier im Kessel hatten, argwöhnte; so mußten wir wenn er uns begegnete etwas Wasser aus dem Theekessel gießen, damit er sähe, was wir darin hatten. Ich goß alsdann das Wasser aus der Pfeife und ging mit dem Bier davon. — Einst da meine Stubengefährten ausgegangen waren, legte ich ein Buch unter den Drücker des Schlosses, und ahmte nun die Stimme eines Italieners nach, der mit einem optischen Kasten umher ging. Ich hörte bald, daß der Inspektor Huve, hiedurch aufmerksam gemacht, meine Stube öffnen wollte, und fing nun ein Gezänk an, indem ich mit meiner eigenthümlichen Stimme den Italiener sich zu verstecken bat, und mit der Stimme des Italieners Einwendungen machte. Da mir nun der Inspektor die Thür zu öffnen gebot, gehorchte ich. Er suchte ohne ein Wort zu sagen, nach dem Italiener umher, und da er ihn nicht fand, fragte er endlich: wo der Italiener geblieben wäre? Jetzt stellte ich mich erschrocken, erzählte den wahren Vorgang; sagte, daß ich bloß ein paar neugierige Schüler, die sich vor meiner Thür versammelt hätten, zu täuschen die Absicht gehabt

und kam bei dem gutmüthigen Huve mit einem Verweise davon.

Durch Muthwillen dieser Art hatte ich mich in den Augen meiner Mitschüler so ausgezeichnet, daß ich einen einfältigen Streich, besonders seitdem ich Dimittendus war, unter meiner Würde hielt. Ich fühlte mich daher in gewisser Art gekränkt, als Inspektor Huve mich wegen des Hundegeheuls zur Rede stellte, und sagte ihm mit meiner eigenen Lebhaftigkeit: daß ich so etwas Dummes nicht mitmache. Huve wurde empfindlich; und Sommer, ein Schüler von Klein-Sekunda, sagte nun (ich weiß nicht ob aus Argwohn, oder bloßer Rache): er habe mich heulen gehört. Ich hatte den Tag vorher mit ihm Händel gehabt; denn es war sehr gewöhnlich, den Schülern Spottnamen zu ertheilen, und daher hatte auch ich wegen meiner Lebhaftigkeit und meines lahmen Fußes den Namen Tamerlan erhalten. Domsien aber, der den Schülern durchaus nicht Selbstrache gestattete, hatte die Beilegung solcher Eckelnamen bei Peitschenstrafe verboten; wegen Größe dieser Strafe wußte ein jeder, daß, wenn er sich wegen eines solchen Spottnamens an seinem Mitschüler Genugthuung nahm, dieser nicht leicht klagen würde, und daher hatte ich auch dem Sommer, als er

mir den Namen Tamerlan nachrief, eine Ohrfeige gegeben, sagte ihm daher, daß er aus Rache lüge, und berief mich auf das Zeugniß anderer Schüler, die gesehen hatten, daß ich ruhig aus der Oekonomie in meine Stube gegangen war.

Ich weiß nicht ob Huve durch meine lebhafte Vertheidigung beleidigt wurde, oder ihm Domsien den Auftrag gegeben hatte, wenn ein Argwohn gegen mich Statt fände, solches anzuzeigen; denn, als wir am folgenden Morgen in die theologische Klasse kamen, erklärte Inspektor Huve, daß ich wegen des Hundegeheuls in allen Klassen, worin ich wäre, bei Tische und in der Kirche Ultimus sein sollte. Jetzt bekam ich eine Art von republikanischer Anwandlung, es erwachte die Erinnerung meiner frühen Jugendzeit; ich erwiederte hierauf: ich könnte manchen Schwank verübt haben, wofür ich diese Strafe verdient hätte, aber jetzt wäre ich unschuldig, und bat die Sache zu untersuchen. Statt aller Beweise wurde Sommer nochmals in die Klasse gerufen, der seine am vorigen Tage gemachte falsche Aussage wiederholte, und Huve erklärte, daß wenn ich nicht mit dem Urtheil zufrieden wäre, so könnte ich mich an den Inspektor Domsien wenden. Ich war des Leichengedichts auf den Hund überwiesen, und

glaube, daß durch Combination dunkler Ideen, weil jetzt wieder die Rede von einem Hunde war, Domsien mich auch nicht für unschuldig hielt. Er bestätigte daher das Urtheil, wollte sich auf Prüfung nicht einlassen, und gab mir noch eine Ohrfeige. Dies empörte mich; ich ging zurück in die Klasse. Huve fragte mich im Unwillen, ob ich mich nun als der Letzte setzen wolle. Ja! sagte ich, aus Gefälligkeit für die beiden Herrn Inspectoren, die es haben wollen; Strafe ist es nicht, denn weil ich unschuldig bin, kann ich nicht bestraft werden. Nun Bube! sagte Huve: so thue was du willst. Ich nahm das Letzte, weil ich es so anzunehmen wünschte und auch immer wenn ich Recht zu haben glaubte, ein gewisser Trotz in meinem Charakter lag, höchst unvorsichtig und ungeprüft für eine Art von Widerruf, und setzte mich bei Tische auf meinen Platz. Als wir in die die Klasse zurückkehrten, war Huve sehr erzürnt, und bald darauf erschien auch Domsien, gab mir ein paar Hiebe, befahl mich ins Carcer zu bringen; statt dessen aber verließ ich das Collegium.

Ich nahm meine Zuflucht zu Wachowski und dem Lieutenant v. Fabecki, dessen Eltern unfern den meinigen wohnten, schrieb an Roland, erzählte ihm aufrichtig die ganze Ge-

schichte, und äußerte ihm am Ende des Briefes: er kenne mich und meinen Vater; mir aber wäre sein Einfluß auf den letzten bekannt. Wenn ich mit erster Post einen Brief von ihm erhielte, daß er nach Borken gereiset wäre, um mich dort zu vertreten, würde ich hinkommen, wo nicht so sprächen wir uns in unserm Leben nicht wieder; denn unschuldig ließe ich mich nicht mißhandeln, und wenn er es mir jemals zugetraut hätte, daß ich einen festen Vorsatz auszuführen im Stande sei, so möchte er dies gegenwärtig glauben. Mit nächster Post erhielt ich einen Brief von Roland: er wäre nach Borken unterwegs, und ich möchte dahin eilen; denn Roland fühlte jetzt mehr Theilnahme für mich, weil ich ihm kleine Gedichte und Schularbeiten als Proben meines Fleißes zugesandt hatte, und er sich hiedurch zu guten Hoffnungen berechtigt hielt. Wir standen mit einander in Briefwechsel, und dieser war mir jetzt sehr vortheilhaft; denn Roland kannte mich, und konnte aus meinen Aufsätzen meine Stimmung beurtheilen. Er sprach als theilnehmender Freund, einer solchen Stimme war nie mein Herz verschlossen, und ich danke ihm noch im Grabe die Güte und das liebevolle Benehmen, womit er mich damals sehr verständig lenkte. Eine Idylle hatte ihn besonders aufmerksam gemacht, und er nahm

sich wirklich mit vieler Feinheit. Er schrieb mir, daß ich einige Anlagen zum Dichter besäße, aber unstreitig hätte ich weit mehr Talente zur Geschichte und Geographie, er glaube, wenn ich viel Reise-Beschreibungen und viel Werke über Geschichte lesen möchte, so würde ich nicht nur meine Mitschüler übertreffen, sondern hiedurch selbst auf der Akademie glänzen, und dann fügte er noch hinzu: der Ruhm des Geschichtschreibers ist sehr bleibend, ich lese jetzt eben den Bayle, der über 100 Jahr alt ist, und doch häufig gelesen und geachtet wird. — So suchte er mich von Beschäftigungen meiner Phantasie, wobei er das Erwachen von Leidenschaften befürchtete, zurück zu halten, und wirkte überhaupt durch seinen Briefwechsel in mehreren Fällen vortheilhaft auf mich. Ich fand ihn jetzt in Borken. Er hatte ein paar Seiten meines Vaters berührt, wobei ihm der Erfolg nicht fehlen konnte. „Ludwig hat Ehrgefühl; er läßt nichts auf sich sitzen. Er hat Kraft und Muth, und will lieber alles wagen, als sich unschuldig unterdrücken lassen". Ich fand daher meinen Vater ungleich ruhiger, als ich es erwartet hatte, und besonders hatte sich Domsien nicht fein genug genommen. Er hatte den eigentlichen Grund meiner Bestrafung nicht angezeigt, weil er wol selbst fühlte, etwas zu weit gegangen zu sein; son-

dern ein großes Verzeichniß aller alten Beschwerden zusammengestellt, und damit geschlossen: daß ich, wenn ich derselben überwiesen gewesen wäre, weit härtere Strafe verdient hätte. Mein Vater wurde hiedurch nicht getäuscht, sondern sagte in seiner militairischen Sprache zu Roland: er sehe es ein, daß Domsien in Betreff seiner Beschuldigungen gegen mich nicht recht sattelfest sei. Auch erklärte Domsien, daß, wenn mein Vater mich bis zum Examen zu Hause behalten wolle, er mir mit den übrigen Dimittenden ein gemeinschaftliches Zeugniß zu geben bereit wäre. Dies wurde angenommen, und so kam ich auf die Akademie. Dem redlichen Huve, einem wahrhaft frommen Manne, gegen den ich mir den kleinsten Muthwillen gestattet zu haben bereue, habe ich, wo ich konnte, meine Achtung zu bezeugen gesucht, die er auch durch Reinigkeit des Herzens und den redlichsten Fleiß von jedem seiner Schüler verdient hat. Auch habe ich nie an dem Muthwillen, den sich häufig die Studenten gegen Domsien erlaubten, einigen Antheil genommen, und ihm freilich nie Herzlichkeit, aber auch nie den geringsten Haß geäußert.

Ehe ich mich von den Begebenheiten, die ich im Collegio Fridericiano erlebte, zu

andern Gegenständen wende, muß ich noch einen kleinen Umstand nachholen. Es waren damals hier Gemälde üblich, die man Quodlibets nannte. Der Grund stellte ein Brett oder ein Stück Camelott vor, über diesen ging der Queere nach ein kleines Bändchen, wodurch verschiedene gemalte Gegenstände, als ein gedrucktes Blatt, ein Holzstich, Noten, Landkarten, Spielkarten und ähnliche Dinge befestigt waren, so als ob sie wirklich da wären, und der größte Werth des Gemäldes bestand darin, wenn es höchst täuschend gemacht wurde. Ein gewisser Neumann gab damals im Collegio Fridericiano Unterricht im Zeichnen, und einer meiner Mitschüler verfertigte nach Neumanns Anweisung ein solches Quodlibet. Ich sah nun, wie er dabei verfuhr, lieh von ihm die Vorzeichnung und die Farben und verfertigte ein ähnliches Gemälde. Dies fiel so aus, daß meine Mitschüler, selbst Neumann nicht glauben wollten, daß ich noch gar keinen Unterricht im Zeichnen erhalten hätte. Durch sie aufgemuntert, nahm ich an der Zeichenstunde Theil, wurde Neumanns Liebling, und da dieser in seinem Hause einige Stunden hindurch unterrichtete, so überließ er es mir, als ich auf der Akademie war, so viele Stunden als ich wollte, von diesem Unterricht zu benutzen; so daß er, wenn ich drei Stunden hinter einander bei

ihm blieb, mir solches doch nur immer für eine Stunde anrechnete. Hierdurch brachte ich es im Pastell-Malen zu nicht geringer Fertigkeit, verkaufte in der Folge durch Neumanns Vorschub, mit dem ich in freundschaftliche Verhältnisse kam, manches Pastell-Gemälde, und dies wurde für mich eine kleine Erwerbsquelle, die mir, da mein Vater bei seinen zerrütteten Vermögens-Umständen nicht viel für mich thun konnte, doch die Mittel zur Bestreitung einiger kleinen Ausgaben gewährte. Der Anfang meines akademischen Lebens verstattete mir keine fröhliche Aussicht; denn nachdem mein Vater mich wegen der Wohnung und des Tisches bei der Mutter des Justiz-Commissarius Wachowski eingemiethet hatte, erhielt ich von ihm zu den Immatriculations-Kosten, die damals gegen neun Thaler betrugen, und zu meiner Bekleidung und Einrichtung nicht mehr als zwanzig Thaler mit der Erklärung, daß er mir nicht mehr geben könne. Meine älteste Schwester und meine Mutter langten nun ihre Sparpfennige hervor, letztere gab mir auch einige Stücke Leinwand zum Verkaufe mit, und dies zusammen genommen reichte hin, mich zu bekleiden und meine ersten Bedürfnisse auf der Akademie zu bestreiten; nicht aber mir Bücher zu kaufen. Dies Letzte wurde mir doppelt drückend, weil

ich statt nützlicher Beschäftigung, die ich wünschte, beinahe keine hinreichende Beschäftigung hatte, indem die Collegia und ihre Repitition meine Zeit gar nicht füllten. Kant hatte damals seine glänzendste Periode angetreten. Er las, als ich auf die Akademie kam, die Metaphysik unentgeldlich. Ich besuchte nun diese Vorlesung und verstand sie nicht. Bei der Achtung für Kants Ruf und dem Mißtrauen, das ich jederzeit in meine Kräfte setzte, glaubte ich selbst, mehr studiren zu müssen. Daher fragte ich jeden meiner Bekannten: ob er nicht eine Methaphysik oder ein anderes Werk philosophischen Inhalts besäße. Bald erhielt ich die Werke von Wolf, Meyer und Baumgarten; aber auch manche höchst erbärmliche Bücher, die ich mit großer Anstrengung durchlas. Ich durchwachte ganze Nächte, brachte, diese miteingeschlossen, zwanzig und mehrere Stunden ununterbrochen beim Buche zu und lernte nichts.

Einem andern meine Unwissenheit einzugestehen, und ihn um Rath zu fragen, hiezu mangelte mir Gelegenheit; theils hinderte mich auch Stolz und Eigensinn. Dieser letzte vermehrte sich bei mir, ich weiß nicht aus welchem Grunde; aber schon seit der Zeit, da ich ins Fridericianum gekommen

war, wurde es mein sehnlicher Wunsch, jeden Zweck ohne fremde Hülfe zu erlangen. Dies verleitete mich selbst zu Thorheiten und zwecklosen Anstrengungen. So war ich anfänglich in den Straßen Königsbergs unbekannt, und nahm es mir vor, aus dem Fridericiano in die krumme Grube zu gehen, ohne jemanden zu fragen. Da ich aber den Schloßberg hinabging, wandte ich mich statt nach der linken Seite zu gehen, nach der rechten; kam hiedurch in den Kneiphof und die Vorstadt; wandte mich, da ich an das Brandenburgische Thor kam, links; entdeckte in der Nachbarschaft des friedländischen Thors daß dies der Weg wäre, auf dem ich in die Stadt gekommen war, und kam nun über den Ochsenmarkt in die krumme Grube. Allein der weite ungewohnte Weg hatte mich angegriffen; ich bekam Seitenstiche und mußte einige Tage lang das Bett hüten. — Wenn ich in solchen Fällen zuletzt merkte, daß es nicht gehen wollte, so warf ich alles weg. So ging es denn auch mit der Metaphysik, besonders da ich einsah, daß manche Zuhörer von Kant noch weniger als ich wußten. Ich fing an zu glauben, daß die Leute in Kants Vorlesungen liefen, um sich ein Ansehen zu geben; begann, manchen damit zu necken und alle Philosophie für unnütz zu erklären. Helvetius vom Geist des

Menschen, und d'Argents Philosophie der gesunden Vernunft, Bruckers Geschichte der Philosophie und einiges von Grotius, Hobbes, Gassendi und ähnlichen Schriftstellern waren doch in dieser Epoche nicht fruchtlos von mir durchgelesen worden, obgleich auch meine damalige Lectüre zum Theil Keim der Schwärmerei wurde, wovon man späterhin einiges finden wird.

Zur Erholung beschäftigte ich mich mit Zeichnen und der Malerei, worin mir Neumann, wie ich vorhin erwähnte, allen möglichen Vorschub that. Wir wohnten in einem Hause, unsere Zimmer stießen aneinander; Neumann war ein gefälliger Mann, der mich gerne sah. Ich setzte das Zeichnen bei ihm fort, zeichnete oft, wenn ich nichts anders zu thun hatte, ganze Tage lang, schien Talent dafür zu besitzen, hatte auch die Fähigkeit, Carricaturen mit großer Schnelligkeit hinzuwerfen; und Menschen die etwas Possierliches, oder sehr auffallende Physiognomien hatten, traf ich so glücklich, daß man sie beim ersten Anblicke erkannte. Neumann hatte verschiedene Schriftsteller über bildende Künste und Alterthümer. Die Werke eines Leonardo da Vinci, Sandrart, Winkelmann, Hadedorn, Mengs, studirte ich jetzt mit Eifer, und dies hatte mannigfachen Vortheil. Ich abstrahirte mir theils nach den Regeln der

Kunst, theils aus Kupfern und Gemälden ein gewisses Ideal von Schönheit. Ich müßte, wie Lessings Conti sagt, der mit den Augen zu malen wünschte, mit der Einbildungskraft zu malen im Stande gewesen sein, wenn ich das Bild, das vor meiner Seele schwebte, hätte abzeichnen können. Jeder Versuch, es auf das Papier zu werfen, mißlang so sehr, daß ich ihn voll Unwillen völlig unterließ. Aber dieses Bild von Schönheit begleitete mich überall, und wurde mir bei meinem warmen Blute ein vortreffliches Gegengift. Es ist wahr, hätte ich ein weibliches Geschöpf gefunden, das dem Bilde meiner Phantasie gleich gewesen, ich weiß nicht was aus mir geworden wäre. — Der glühendsten Leidenschaft war ich fähig, und ich leugne nicht, ein gewisses Sehnen, ein Wunsch, dies Ideal in der lebendigen Natur aufzufinden, erzeugte in meiner Seele oft eine melancholische Stimmung, ohne daß ich einen deutlichen Grund wußte. Ohne Gesellschafter ging ich spatzieren; jeden Punkt um Königsberg, der eine schöne oder wenigstens eigenthümliche Aussicht gewährte, hatte ich aufgespürt. Da mich bei meinem lahmen Fuße das Gehen angriff, gelangte ich gewöhnlich erst ermüdet hin; setzte mich alsdann auf die Erde, las, wenn ich gerade ein Buch in der Tasche hatte, sah lange Zeit in die Ferne

hin, wurde oft von einer so wehmüthigen Stimmung durchdrungen, daß ich, ohne den Grund mir davon deutlich zu denken, häufig Thränen vergoß, wobei aber doch immer der Gedanke an Gott und Unsterblichkeit und die geringe Aussicht, jemals auf Erden glücklich zu werden, zum Grunde lag. Oft hielt ich mit mir lange Selbstgespräche, und zuweilen erhielten meine Worte ein Silbenmaaß, und meine Stimme ging dabej von der Declamation selbst zum Gesange über, und seit dieser Zeit ist es bei mir etwas Gewöhnliches, daß mir bei jedem lyrischen Gedichte, welches ich mache, auch zugleich eine gewisse Melodie einfällt, die, wie ich dies selbst zuweilen bemerke, aus einigen andern mir bekannten Melodien zusammen gestoppelt ist. Die Spatziergänge, bei welchen mein Geist diese Richtung bekam, verminderten die jugendliche Wildheit, die mir in der Schule eigen geworden war; es entsprang vielmehr bei mir eine gewisse Schwermuth, so daß meine wenigen Bekannten, sich über mein düsteres Wesen und meine Einsilbigkeit befremdend äußerten. Doch kehrte ich größtentheils etwas ruhiger und mit manchem Entschlusse zum Guten nach Hause. Begegneten mir Fauenzimmer, so überfiel mich oft ein Schauder bei dem Gedanken: Sie gleicht deinem Bilde! aber wenn ich näher kam, dann prüfte ich

immer mit ruhiger Kälte, fand hin und wieder einen einzelnen Zug, aber mehrentheils so große Abweichungen, so viel Unregelmäßigkeit, daß nie ein Frauenzimmer bleibenden Eindruck auf mich machte; und daher kann ich aufrichtig sagen, daß ich nicht weiß, was Liebe ist, die ich eigentlich nur aus Dichtern kennen lernte, welche ich in deutscher, lateinischer und französischer Sprache, wo ich sie auftreiben konnte, las.

Hätte ich damals so viel Geld gehabt, mir Bücher kaufen zu können, ich hätte viel gelernt. Ich kam auf den Einfall, mir wenigstens die Bekanntschaft der Lateinischen Klassiker zu erwerben. Es gab damals einen Antiquarius Bare; bei diesem kaufte ich die kleinen Elzevirschen, Janzonschen und ähnliche Ausgaben, die ich bei meinen Streifzügen am leichtesten bei mir führen konnte, für ein sehr geringes Geld. Ich schien dem Manne zu gefallen, er lieh mir manches Buch, besonders deutsche und französische Dichter, ohne allen Eigennutz. Er hatte in der Schweiz das Kattundrucken erlernt, und schnitt selbst recht artige Druckformen in Holz; ich sah zu, wie er dieses arbeitete, und machte nun, bloß zu meinem Vergnügen, ein paar Versuche in Holz zu schneiden, die nicht ganz unglücklich ausfielen, mir, da ich sie ihm vorzeigte,

zeigte, sein Wohlwollen und seine Aufmerksamkeit erwarben und die Veranlassung wurden, daß ich manche kleine Handarbeit versuchte.

Bei meinen Streifereien führte mich auch mein Weg auf die hiesige Schiffswerfte. Meine alte Vorliebe für Reisebeschreibungen erwachte; der Mann, der so schnell auf dem Schiffe über die Meeresfläche hinweggleiten, bald mitten in einer Insel auf der Spitze eines Felsen stehen, hier ein Gebirge, dort eine schöne Ebene, vom Meere umkränzt, im Auge haben, bald eine Amerikanische Landschaft, worin ein Haufe von Wilden als Jäger umherstreift, und bald wieder eine Landschaft in Ostindien, worin sich eine prächtige Pagode, von Palmen umgeben in der Ferne erhebt, erblicken konnte, wurde mir ein Gegenstand des Neides. Hiedurch bekam meine Schwärmerei eine andere Richtung; ich könnte, so träumte ich mir, ungeachtet meines lahmen Fußes ein berühmter Seemann werden. Dies hatte bald für mich den größten Reiz. Ich wollte mir jede Vorbereitung eigen machen, von unten auf bei einer Flotte dienen, meine Kenntnisse sollten mir Empfehlung sein, durch mein Verdienst wollte ich steigen. Bei den Schweden oder Russen wollte ich meine Laufbahn antreten; wenn

mich hier das Glück nicht begünstigte, zu den Türken gehen. Ich dachte mich schon als Wiederhersteller der Türkischen Seemacht, und fing bald an, ernstliche Vorkehrungen zu machen, ging häufig auf die Schloß- und Wallenrodtsche Bibliothek; las, was ich über Schiffbau und Seeweesen auftreiben konnte; begab mich auf die Werfte und suchte bei den Schiffszimmerleuten Belehrung. Da ich ihre Arbeiten bewunderte, hin und wieder einen Kunstausdruck fallen ließ, sie sehr höflich behandelte, so wurde ich bald von ihnen freundlich aufgenommen, und lernte die einzelnen Stücke des Schiffs, ihr Verhältniß gegen einander, den Nutzen und Vortheil mancher Einrichtung, und ähnliche Dinge bei den Schiffen kennen. Des Sonntags ging ich nach der neuen Bleiche, einem Lustorte, den mehrentheils Handwerker besuchten, stellte mich bald an diesen, bald an jenen Tisch, und horchte auf die Gespräche. Stieß ich hin und wieder auf einen Handwerker, der mir nach meinem Sinne war, so ließ ich mich sehr freundlich mit ihm ein, sprach manches zum Lobe seines Gewerbes, und erwarb mir dadurch Zutritt zu vielen Handwerksstätten. Die Gewerbe des Seilers, Ankerschmids, Glockengießers, Klempners, Schlössers, Drechslers, und mehrerer lernte ich so in den Handwerksstätten selbst kennen, und

las auch zugleich, was im Schauplatz der Künste und Handwerker, besonders aber in der Französischen Encyclopädie, die ich auf der Schloßbibliothek benutzte, darüber stand. Ich hörte zugleich Vorlesungen über Mathematik und Physik, und erinnere mich bei den letzten noch dankbar des Professor Teske, eines vorzüglichen akademischen Lehrers, den ich leider nicht lange genug benutzen konnte, weil ihn bald der Tod der hiesigen Akademie raubte.

Alle Zeit, die mir von meinen Studien und andern Beschäftigungen übrig blieb, wandte ich auf Malerei. Mit vieler Keckheit wagte ich Zeichnungen zu großen historischen Gemälden zu entwerfen. So lebhaft die Bilder mir hierbei vor meiner Seele schwebten, so wenig gnügte mir doch die Zeichnung selbst, und ein Blatt, woran ich mit rother oder schwarzer Kreide insgeheim oft viele Tage lang gearbeitet hatte, wurde mehrentheils, weil ich damit höchst unzufrieden war, schnell vernichtet; und doch hinderte mich dieses nicht, nach wenig Tagen eine ähnliche Arbeit anzufangen. Der Gedanke mich vielleicht zum Künstler zu bilden, einen Theil meines Lebens auf klassischem Boden, unter Italiens schönem Himmel, hinzubringen, füllte nun wieder manche Stunde

voll süßer Schwärmerei und machte, daß ich freilich nicht in der Welt, die mich umgab, aber doch bei den schuldlosen Träumen meiner Phantasie nicht unzufrieden lebte. Wäre ich hiebei auch kein großer Künstler oder berühmter Seeheld geworden, so würde ich doch bei meiner damaligen Thätigkeit und Geistesstimmung wahrscheinlich viel gelernt haben, wenn die Vorsehung nicht alles auf einmal gehemmt hätte.

Jugendfreude genoß ich nicht; ich war arm, mußte daher oft auf wenig Groschen geizen. Mein Vater stand in dem Rufe eines wohlhabenden Mannes; dieses und schon mein Stand als Adliger setzten mich in die Nothwendigkeit, manchen Erwerb nicht suchen, und manche Ausgabe machen zu müssen. Da ich keine Gasthäuser besuchte, mich, wenn ich an einen öffentlichen Lustort kam, abgesondert hielt und wenig verzehrte; so hatte ich unter jungen Leuten auch wenig Bekanntschaft. Ich galt bei vielen für stolz, bei andern für einen Sonderling. Manche wollten mich necken; aber da ich eine gewisse Bitterkeit in meiner Gewalt hatte, so kam ich größtentheils durch einsilbige oder solche Antworten, bei welchen meine Gegner selbst nicht wußten, wer der gei

neckte Theil geblieben wäre, ziemlich gut davon.

Weil damals noch Duelle häufig waren, kam es auch ein paar mal zu Balgereien, wobei ich, weil ich nicht schnell zu Fuße war, auch in meinem rechten Arm keine hinlängliche Stärke hatte, jedes Mal eine kleine Wunde bekam. Hiedurch wurden mir die Händel verhaßt, ich selbst in meinen Ausdrücken behutsamer; aber gerade wegen meiner steigenden Nachgiebigkeit, und weil ich wirklich aus dem Wege ging, wollte auch mancher an mir zum Ritter werden. Dies war einst der Fall in den Vorlesungen des verstorbenen Doctor Buck über Experimentalphysik. Ein reicher junger Mann, der etwas stark in einem Weinhause gefrühstückt hatte, suchte mich auf eine läppische Weise zu necken. Ich stand, um die Versuche zu sehen; er hatte sich aber hinter mir niedergesetzt, und forderte mit trotzigem Tone, daß ich weggehen sollte. Ich entschuldigte mich, und rieth ihm, daß er aufstehen möchte, um so gut als ich zu sehen. Er blieb sitzen, lösete aber unvermerkt mir, der ich sehr langes Haar hatte den Zopfband auf, dieser fiel auf die Erde; ich hob ihn schweigend auf und bewickelte mein Haar; zum zweiten Mal riß er jetzt das Band los, und zum zweiten Mal befestigte ich ihn, nahm

meinen Zopf über die Schulter und hielt ihn mit der einen Hand. Dies letzte schien mein Gegner nicht zu bemerken, riß mir daher den Kopf sehr unsanft nach hinten, als er meinen Zopf anfaßte, um ihn wieder in seine Gewalt zu bekommen. Jetzt war aber auch meine Geduld hin, ich wandte mich um und gab ihm eine Ohrfeige. Er sagte kein Wort, stand aber auf und suchte Hülfe. Es fanden sich zwei verworfene Menschen; der eine wurde späterhin Schauspieler, der andere stand in einem nicht unansehnlichen Amte, worin er aber weder wegen seines Kopfs noch Herzens Achtung genoß. Hätte der Mann späterhin einen Dienst von mir gefordert, ich würde ihn ihm sogleich geleistet haben, aber ich gestehe, daß mir, als mich der Zufall ein paar Mal mit ihm zusammen führte, ein unwillkührlicher Schauder überlief. Ich hatte diese beiden Leute, die jetzt bereits im Grabe sind, vorher nicht gekannt; mit dem letzten vielleicht nie ein Wort gewechselt. Ruhig verließ ich das Collegium. Nimm dich in Acht! schrie eine Stimme — es war Baron Hoverbeck, — und kaum entging ich einem Schlage, den man mir von hinten geben wollte, den ich jedoch sogleich mit meinem Stocke zu erwidern strebte. Die beiden andern fielen mir jetzt von hinten in die Arme; aber mehrere, mit de-

nen ich zum Theil in gar keiner Verbindung stand, sprangen zu und brachten uns auseinander. Was sollte ich jetzt thun? Mein Vorsatz war mit jedem einzeln anzubinden. Dem nachherigen Schauspieler begegnete ich noch desselben Tages in einer abgelegenen Straße. Ich gab ihm ein paar Hiebe; mein Stock sprang. Er ging davon. Jetzt aber warben die andern beiden noch mehrere. Ich hörte, daß man gegen mich komplottire; Unwille und Aerger machten mich krank.

Es war kurz vor Pfingsten; ich befand mich am zweiten Feiertage im Hause des Doktor Gervais, worin ich aus alter Bekanntschaft mit Güte behandelt wurde. Der Umgang in diesem sehr gebildeten Hause wurde damals allgemein geschätzt und gesucht, und ich lernte dort während meiner akademischen Jahre auch zwei Männer kennen, mit welchen ich späterhin in Verbindung blieb, nämlich: den damaligen Hofgerichtsadvokaten, jetzigen Kriegsrath Bock, und den damaligen Hauptmann, nachherigen General-Lieutenant v. Dierike, der bei seiner Anspruchlosigkeit und seltenen Herzensgüte, mich, den Jüngling nicht unter aller Aufmerksamkeit fand, und späterhin bis an seinen Tod mit freundschaftlichem Wohlwollen behandelte. Als ich nun an gedachtem Tage in diesem Hause war,

sagte ich dem guten Doktor, ich wäre krank, entdeckte ihm aber nicht die wahre Ursache, sondern klagte bloß über Kopfschmerz, Hitze und Uebelkeiten. Nehmen Sie ein abführendes Mittel, sagte Gervais. Am folgenden Tage fühlte ich mich äußerst krank, und nahm das verordnete Mittel. Meine Krankheit nahm fürchterlich zu, nach ein paar Tagen war ich sinnlos; denn Aerger und das abführende Mittel hatten die jetzt ausbrechenden Blattern doppelt bösartig gemacht. Gervais war gerade nach Graudenz zur Revue; nach seiner Rückkehr aber vereinigte er seine Bemühungen mit denen des Doctor Orlovius, den indeß der Sohn meiner Wirthin, der jetzige Justiz-Commissarius Wachowski der ältere, zu meinem Beistande holen ließ. Dankbar muß ich des Wachowski erwähnen, der während dieser ganzen Krankheit, in der ich oft in wilder Phantasie tobte, viel Geduld und gütige Aufmerksamkeit für mich hegte, und in allem für mich sorgte.

Meine Einbildungskraft aber wurde durch einen zufälligen Umstand sehr aufgeregt. Als ich krank wurde, las ich Klopstocks Messias. Satan und Adramelech waren daher beständig vor meiner Phantasie, und dann auch wieder Eloa, Abadona, und die andern Engel Klopstocks. Meine Krankenwärterin, die

mich immer vom Teufel und von Engeln reden hörte, gerieth dadurch oft in nicht geringe Angst. In den Augenblicken der Besinnung ließ ich einen Katholischen Geistlichen rufen, bereitete mich den kirchlichen Grundsätzen gemäß zum Tode, und dieser war mir lange äußerst nahe. Gerade an meinem Geburtstage den 8ten Junius erkrankte ich, und am 29sten September verließ ich zum ersten Mal das Lager. Lange war ich des Gesichts beraubt. Bei meiner Genesung war das rechte Auge völlig erloschen, auf dem linken war eine Erhabenheit, die durch den Gebrauch mancher Arzneimittel sich zusammenzog, und zuletzt die Größe eines kleinen Nadelkopfs hatte. Von meinen Haaren und selbst den Augenbraunen war keine Spur, mein Gesicht äusserst entstellt. Ich erspare mir die Erinnerung, dem Leser die Schilderung des Scheußlichen der Krankheit.

In Königsberg war ich jetzt unnütz; meine Aerzte gaben mir den Rath, auf das Land zu reisen, und mich dort während einiger Monate zu erholen. Gervais sagte zu einem meiner Freunde, der meine Entstellung bedauerte: Baczko hat sich zwar von den Blattern erholt, wird aber wahrscheinlich bald an der Auszehrung sterben. Dies glaubte ich selbst; die Vorsehung wollte es anders.

Meine arme Mutter jammerte bei meinem Anblicke; mein Vater tröstete sich mit dem Gedanken: es sei Wille des Himmels. Meine Kräfte fanden sich schnell wieder; aber plötzlich stellte sich ein fürchterlicher Schmerz im rechten Auge ein. Dieser vergrößerte sich, und in der Mitte erhob sich ein Staphylom; auch die Erhabenheit auf dem linken Auge vergrößerte sich. Mein Vater schickte mich nach Rastenburg, wo der Regiments-Chirurgus Haudi die Uebel beschränkte, aber ohne sie zu heben, und dort machte ich zufällig die Bekanntschaft des Major v. Kowalski, dessen ich späterhin erwähnen werde. Mein linkes Auge wurde entzündungsfrei; ich konnte wieder lesen und schreiben. Mein Vater hoffte, Königsbergs Aerzte würden dies Auge noch völlig heilen; ich selbst wünschte meine Studien fortzusetzen und daher wurde ich nach Königsberg zurück geschickt; weil es aber außer der halbjährigen Miethszeit war, so wohnte ich einige Monate lang auf dem Zimmer des Lieutenant v. Fabecki. Dieser hatte eine kleine Büchersammlung von Romanen, Schauspielen und Dichtern. Ich las, und fing an selbst einige kleine Aufsätze zu entwerfen. Mein Aeußeres war sonst vortheilhaft, jetzt zurückschreckend, bleich, matt und abgezehrt schlich ich umher. Viel Mitleiden wurde mir geäußert; aber gütiger

Gott! wie unglücklich ist der Mensch, für den nur einzig Mitleiden die herrschende Stimmung wird? Ach, ich hatte einst andere Gesinnungen zu erregen gehofft! das viele Beklagen erzeugte in mir eine höchst schwermüthige Stimmung, und darf ich hier eine Bitte an gute Menschen wagen, so ist es diese, dem Unglücklichen, für den sie Theilnahme fühlen, zu Thätigkeit und Lebensgenuß zu ermuntern, und ihm Aussichten, wenigstens Hoffnung zu schaffen. Dieses hienieden, die Hoffnung einer bessern Welt jenseit des Grabes, waren für mich der wirksamste Trost. Das Mitleiden, das Bedauern beugte mich tief; ich scheute die Menschen, welche das Gefühl meines Elendes rege machten, und es entsprang eine gewisse Bitterkeit in meinen Aeußerungen, die mir keine Freunde erwarb. — So tröstete mich einst, da ich einen öffentlichen Garten besuchte, ein mir vorher völlig unbekannter Buckeliger; nachdem ich ihn einige Mal mich zu verschonen gebeten hatte, wurde ich unwillig und fing an, ihn über seinen Buckel zu trösten; er wurde hierüber aber äusserst aufgebracht. Sie sind, sagte ich, ein sehr unhöflicher Mann, ich habe Ihren Trost über drei Uebel: daß ich lahm, einäugig und mißgestaltet bin, geruhig angehört, und Sie wollen meinen Trost über ein einziges körperliches Gebrechen, Ih=

ren Buckel, nicht annehmen? Die Anekdote wurde unter den Studirenden bekannt, die darüber lachten, und mich nicht weiter trösteten. Allein es war offenbarer Beweis der Gutmüthigkeit, daß ich in diesem Zeitpunkte von vielen Menschen, denen ich wirklich manches Harte sagte, schonend behandelt wurde; denn ich war den Menschen abgeneigt geworden, weil ich mich verkannt, verkleinert, zurückgesetzt, verspottet, und von Freuden und Glück ausgeschlossen wähnte; und durch manches, das ich las und hörte, verloren selbst die Tröstungen der Religion ihre Kraft.

Ein kleiner Zug wird wenigstens die Rückkehr meiner ehemaligen Lebhaftigkeit beweisen. Ich kam einen Abend nach Hause, wollte über den Tragheim durch die wallsche Gasse nach dem Steindamm, wo ich wohnte, gehen, hörte einige laute Stimmen und ging demüthig bei Seite. Es waren fünf Offiziere, die mir nun auf den Leib rückten. Ich ging auf die andere Seite der Straße und drückte mich an die Mauer, mit wildem Gelächter thaten sie jetzt das nämliche, ich drehte mich um und eilte durch die Junkerstraße ihnen zu entkommen, sie folgten mir nach und traten mir auf die Fersen. Hier wirst du, dachte ich, gemißhandelt: ihnen zu widerste-

hen, bist du zu schwach, die Menschen haben dich ausgestoßen, was nützt dir dein Leben, gib es hin, aber verkaufe es theuer. Mit diesem Entschlusse wandte ich mich um, in der Absicht, über mich, was da wolle, ergehen zu lassen, aber einen meiner Gegner zu fassen und diesem, wo möglich, die Augen zu verletzen. Alle hatten sich angefaßt, und daher, als ich mich wandte, prallten wir Brust gegen Brust, und ich weiß nicht, wie mir in diesem Augenblick der lächerliche Gedanke einfiel: Guten Abend, Herr Bruder! auszurufen, und meinen Hut tief abzunehmen. Guten Abend! riefen die andern, ließen sich los und griffen nach den Hüten. - Ich eilte so schnell ich konnte hindurch, und stellte mich hinter jener Pumpe, die vor dem schmalen Gäßchen steht, welches aus der Tragheimschen Kirchenstraße nach dem Polnischen Kirchhofe führt. Es war die höchste Zeit. Die Herrn hatten sich insgesammt erklärt, mich nicht zu kennen; sie eilten schimpfend um mich zu verfolgen, nach der wallschen Gasse zu; indeß ich um das Comödienhaus nach Hause entkam. Späterhin lernte ich zwei von diesen Männern kennen; sie gestanden mir, es sei bloßer Muthwille gewesen, den ein kleiner Rausch veranlaßt habe.

Ich schob damals dergleichen Auftritte

auf Rechnung meiner auffallenden Gestalt: Mein Körper war äußerst abgezehrt, mein Gang schwankend und unsicher, bald würde ich athemlos. Mein Gesicht war noch roth von den Blattern, voll Narben, die späterhin sich zum Theil verloren haben, die wiederwachsenden Haare kräuselten sich denen eines Negers ähnlich. Ich hatte mir falsche Locken angemacht, einen Zopf hoch an den Kopf gebunden, und erhielt häufige Beweise, daß ich den Menschen als Mißgestalt auffiel. Einst ging ich nach der Schloßbibliothek; ein paar Weinschröter waren auf dem Schloßplatze geschäftig. Sieh doch, sagte einer zum andern, indem er auf mich deutete, sieht der nicht aus, als wenn der Teufel auf ihm Erbsen gedroschen hätte? — Muthwillige Knaben riefen mir häufig Krauskopf nach. Ich that als wenn ich es nicht hörte, und es mich nichts anging. Damit aber kam ich nicht ab, als ich einst über die Schloßbrücke ging; denn als ich mich in der Mitte dieser Brücke befand, wo damals eine kleine Treppe war, kam ein ansehnlicher Zug Soldaten, der zur Wachtparade nach Königsgarten marschirte. Diesem wollte ich gerne ausweichen, und trat also in die Ecke der Brücke, ehe man nach der Treppe kam. Einer der ersten Soldaten, der mir vorüber ging, that, als ob ihm bei meinem Anblicke

schaudere, und rief: Brr, was ist das für ein Gesicht! die übrigen die ihm nun folgten, machten es alle so. Die jungen Offiziere lachten. War es mir zu verargen, daß ich in diesem Augenblicke im Begriffe stand, mich von der Brücke in den Schloßteich zu stürzen. Es waren die letzten Augenblicke des Kampfs mit mir selbst über diesen Entschluß, als ein gesetzter Offizier dazu kam, den Soldaten ihr Benehmen ernstlich verwies und ihnen Stillschweigen gebot; und so kehrte denn auch wieder Besinnung bei mir zurück. Ich habe in spätern Jahren den Major Lebbin kennen gelernt, und wenn mich eine zu lebhafte Phantasie nicht täuschte, so fiel mir bei der Stimme dieses Mannes immer der gebildete Offizier ein, der damals die Soldaten zur Ruhe brachte.

Daß ich unter solchen Umständen mich von den Menschen verstoßen betrachtete, freilich nicht mit Haß, wol aber mit einem hohen Grade von Verachtung gegen sie erfüllt wurde, wird man wenigstens verzeihlich finden. Mein sehnlichster Wunsch war der Tod. Ich wurde in den Gesprächen höchst einsilbig, zuweilen selbst beleidigend, besonders in meinen Urtheilen. Die Doctoren Gervais und Orlovius waren, wenn ich sie in Betreff meines linken Auges um Rath fragte, äußerst

verlegen. Sie äußerten wol, es würde nicht schlimmer werden, gaben mir diätetische Vorschriften und kühlende Augenwasser; allein ich bemerkte bei dem allen, daß der kleine, höchst unbedeutende Flecken des linken Auges bis zu der Größe eines Hanfsaamenkorns stieg. Immer war es mein Wünschen und Streben, über alles Gewißheit zu erhalten; ich wollte daher im Betreff meiner Augenkrankheit mich selbst belehren. Ich suchte wo ich konnte, Bücher über Augenkrankheiten zu erhalten; machte daher mit einigen studirenden Medicinern Bekanntschaft, fand, daß, um gehörig über Augenkrankheiten urtheilen zu können, auch mehrere medicinische Kenntnisse nothwendig wären; und gerieth hiedurch immer weiter in medicinische Lektüre. Diese wurde für mich äußerst interessant, und machte zuletzt den Wunsch rege, mich ganz auf die Medicin zu legen. Ich schrieb daher an meinen Vater, der seinen Beifall durchaus verweigerte, und es dagegen forderte, daß ich mit allem Eifer das Studium der Rechte betreiben sollte. Ich gehorchte, aber ich konnte daran keinen Geschmack finden. Es würde unstreitig das Römische Recht damals so weitläuftig gelehrt, so viel Ueberflüßiges als höchst wichtig vorgetragen, daß es hiedurch zurückschreckend wurde. Ich hörte über die Institutionen des Heineccius; über die

Ti-

Titel von den Sklaven und Freien, dem Schicksale der mit Sklaven und Sklavinnen erzeugten Kinder und der Freilassung wurden wenigstens drei Wochen hingebracht.

Ich hatte die Gewohnheit, wenn ich ein Buch gelesen hatte, oder aus dem Collegio nach Hause kam, mir kaltblütig die Frage vorzulegen: was bist du dadurch klüger oder besser geworden? was hast du in Betreff deiner wissenschaftlichen Kenntnisse oder moralischen Ueberzeugungen gewonnen? und wenn ich aus den juristischen Vorlesungen heimkehrte, dann fiel diese Rechenschaft gewöhnlich höchst ärmlich aus. Ich wurde zuletzt unwillig. Meine Verachtung der Menschheit kam hinzu. Die Thoren, sagte ich zu mir selbst: warum hören sie nicht auf die innere Stimme über Recht und Unrecht; warum achten sie nicht auf die so einfachen Grundsätze des Naturrechts und der Moral? Diese beiden Vorlesungen hörte ich damals bei Kant, und besonders fesselte die Vorlesung über Moral meine ganze Aufmerksamkeit. Ich fing an zu argwöhnen, man dehne das Studium des Rechts so fürchterlich aus, um desto mehr Vorlesungen daraus zu machen; man verwirre durch Spitzfindigkeiten das Einfache, um den Rechtsgang desto schwieriger und verwickelter und hiedurch, wenigstens

für Advokaten desto einträglicher zu machen. Es ist gewöhnlich, daß jeder, der einen Rechtsstreit verliert, zugleich auf Richter und die Rechtspflege schimpft. Wenn ich also von meinen Ideen hin und wieder etwas hinwarf, so erhielt ich häufig Beifall. Dies alles stimmte mich für die Medicin. Mein Gedächtniß hatte wieder seine ehemalige Stärke erhalten. Will, dachte ich also, dein Vater es durchaus haben, daß du Jurist werden sollst, so wird es dir nicht schwer fallen, die Institutionen des Heineccius, die Pandekten des Hellefeld, das Criminal- und Feudalrecht Böhmers, und das Wechselrecht Selchows auswendig zu lernen, und hiedurch im Examen mit Ehren zu bestehen; die Zeit aber, die du zum Anhören juristischer Collegien verwenden sollst, kannst du zweckmäßiger benutzen.

Hiezu kam noch ein anderer Grund. Von Jugend an lag ein gewisser Stolz in meiner Seele. Ich wollte mich auszeichnen, ich wollte glänzen; auch wünschte ich meinen Nebenmenschen recht viel Gutes thun zu können, jetzt freilich nicht mehr ganz aus Wohlwollen, sondern zum Theil aus Rache. Ich wollte denen, die mich kränkten und mißhandelten, zeigen, daß ich noch Kraft genug hätte, ihnen Gutes zu thun, und als

geschickter und uneigennütziger Arzt hoffte ich, diesen Zweck am besten zu erreichen. — Bald kam eine gewisse dichterische Phantasie hinzu, und malte mir die Sache reizender aus, wie ich einen unglücklichen Hausvater, den andere Aerzte verlassen hätten, mit ihm zugleich das Glück der ganzen Familie herstellen könnte; wie ein Mensch, den andere für unheilbar erklärt hätten, mich nach einer gelungenen Operation dankbar segnen würde, und ich gestehe, daß diese Schwärmerei mir bald sehr tröstlich wurde; denn ich fühlte mich in der Folge nicht mehr so ganz unnütz in der Welt. Mit Eifer besuchte ich jetzt die medicinischen Vorlesungen und das anatomische Theater, und weil ich erklärte, daß ich Jurist wäre, Medicin aber bloß als Lieblingswissenschaft studire, so wurde mir der alte redliche Doctor Büttner bald zugethan. Ich strebte zugleich mit den Hülfswissenschaften der Medicin, Naturgeschichte, Physik und Chemie, näher bekannt zu werden; allein ich war zu arm, um mir Bücher kaufen zu können, lieh daher zusammen, wo ich etwas fand. Ich las viel Nützliches und Gutes: von Haller, Hoffmann, Stahl, Börhave, Unzer, Pott, Richter, Linné, Reaumür, Trembley, Tournefort, Rösel, Pristley u. a. m., kurz was ich über Arzneigelahrtheit, Naturgeschichte, Physik und Chemie auftreiben konnte.

Der Zufall machte mich jetzt auch mit einem Manne bekannt, der auf Alchemie verfallen war, und mir nun manches aus seiner Bibliothek mittheilte. Ich gestehe, daß die Kunst, die Metalle zu verwandeln, auf mich keinen lebhaften Eindruck machte, wol aber begeisterte mich die damals so eben erschienene Geschichte der ältern Philosophie der Juden und Aegypter von S., wie ich glaube von Schröder in Marburg, dem Verfasser der alchemistischen Bibliothek, und ähnliche Schwärmer mit der Aussicht, wie viel der Mensch leisten könne, der die Materien in ihre ersten Urstoffe zerlegen und so wieder in verschiedenen Verhältnissen vereinigen könne. Manche frühere Lectüre aus der Epoche, in der ich Philosophie studiren wollte, hatte mich auf diese Idee vorbereitet, und jetzt kam noch der stolze Gedanke hinzu, daß dies vielleicht der einzige Weg wäre, auf dem ich, von den Menschen bisher unverdient gekränkt und zurückgestoßen, wieder zeigen könne, daß ich etwas werth sei. Ich wurde bald ganz von diesem Gedanken gefesselt. Er blieb Thorheit, machte mir aber die Welt und das Leben wieder wichtig, und mein bisher verschlossener Unwille fing an, sich durch Sarkasmen und Spöttereien von Neuem Luft zu machen. Vielleicht waren manche darunter nicht unwitzig; aber

weil man darüber mir Beifall zulächelte, so wurde ich bald hiedurch verleitet, auch da, wo mich die Sache nichts anging, mir Spott und Neckereien zu erlauben, wodurch ich mir manche Gegner erweckte.

So wurde ich einst zufällig von einem meiner Bekannten in ein Kaffeehaus geführt, wo die Frau des Hauses drei schöne Töchter, diese wieder zahlreiche Verehrer hatten. Der Anblick hatte für mich viel Reitzendes; denn ganz ruhig in der Ecke zu sitzen, und die zuweilen possierliche Artigkeit der jungen Herrn, ihr Bestreben zu gefallen, zuweilen auch wol ihr Entzücken zu bewundern, war für mich äusserst unterhaltend. Dies veranlaßte mich nachher noch ein paar Mal hinzugehen. Einst saß ein Candidat an der Seite des einen Mädchens, neben dem kleinen Tische an dem sie arbeitete. Er hatte keine Worte, aber seine Miene war so schmachtend, so süß, so erbärmlich zärtlich, daß ich und einige Offiziere, die gegenwärtig waren, uns wechselseitig zulächelten. Ich nahm ein Blatt Papier aus der Tasche und schrieb darauf mit Bleistift:

Frage.

„Warum folgt unsers Pfarrers Sohn nicht
seines Vaters Lehren"?

Antwort.

„Er handelt bloß nach frommer Kindes-
Pflicht,
„Um seinem Vater, dem's durch ihn an Geld
gebricht,
Durch Taufgebühr das Accidenz zu mehren".

Ich gab den Offizieren einen Wink, nahm das Blatt, steckte es hinten an den Stuhl des Candidaten, und setzte mich hierauf geruhig wieder in eine Ecke. Es traten jetzt noch ein paar Studenten in die Stube; sahen das Blatt am Stuhle, lasen, und lachten. Ein paar Offiziere traten hinzu; der eine las laut. Der Candidat sprang auf. Er war sehr böse; allein er hatte keinen Bekannten im Zimmer, scheute sich, es mit einigen anzubinden, zerriß das Blatt, warf es auf die Erde und ging davon. Bei kälterem Blute schien sein Argwohn auf mich gefallen zu sein; nach einigen Tagen trat er mir unerwartet in den Weg. Herr! rief er, wie kommen Sie darauf, auf mich ein Pasquill zu machen? Herr! erwiderte ich, wie kommen Sie darauf zu glauben, daß ich meine Zeit zu nichts Besserm zu benutzen weiß? Wir Beide schwiegen: ich sah ihn noch ein Mal zornig an und ging davon. Nachdem ich ungefähr zwanzig Schritte gethan hatte, sah ich mich verstohlen um,

und merkte, daß er das Nämliche gethan hatte. Wir gingen beide unseres Weges, und dachten nicht mehr an die Sache. — Allein diese spöttische Laune, die mir damals eigen wurde, war kein guter Zug in meinem Charakter. Ich habe in spätern Jahren sehr über mich wachen müssen, ihn wieder abzulegen, und muß noch jetzt, wenn meine Leidenschaften aufgereizt werden, mir selbst Ruhe gebieten, damit ich mir nicht einen Ausfall oder eine Bitterkeit erlaube, die mir noch zuweilen in freundschaftlichen Zirkeln gegen meinen Willen entfährt, und mir nicht selten nachtheilig wurde.

Ich fing auch in diesem Zeitpunkte an, mich auf die Italienische Sprache zu legen, und mich wieder mit der Dichtkunst zu beschäftigen, weil erhitzte Phantasie dieser gern die Hand bietet. Meine äußern Verhältnisse waren so beschaffen, daß sie manchen Fieberfrost erzeugen konnten. Ich hatte im Wachowskischen Hause Wohnung, Mittag und Abendtisch, wofür mein Vater ein Gewisses bezahlte; aber in Betreff meiner übrigen Bedürfnisse wurde sehr wenig für mich gesorgt. Mein alter Lehrer Roland kam jetzt nach Königsberg. Ich zeigte ihm, wie schlecht meine Kleidungsstücke waren; er schaffte mir Credit, so daß ich mich ganz

neu zu kleiden im Stande war, schrieb an meinen Vater und bewirkte die Bezahlung. Roland war bis dahin Hauslehrer bei dem Amtsrath Schimmelpfennig zu Königsfelde gewesen, dessen Söhne er nach Königsberg brachte, wo er bei ihnen blieb. Ich hatte jetzt an ihm einen redlichen Freund, der mich auf manche meiner Fehler aufmerksam machte, und mir, wo er konnte, bei meinem Vater nützlich war. Nur war er auch meiner Absicht, Arzt zu werden, äusserst entgegen; und zwar wegen meines Aeußern, meiner Heftigkeit, und noch um eines dritten Grundes willen, der mir sehr schmeichelhaft war. Er sagte nämlich: er halte mich für äußerst gewissenhaft und glaube, daß, wenn ich einige Versehen begehen sollte, die doch wol unvermeidlich wären, dieses mich zeitlebens um meine Gewissensruhe bringen könne. Er wandte daher alles an, mich wieder für die Rechtswissenschaft zu gewinnen. — Ich kaufte mir jetzt hin und wieder ein Buch; erhielt einige Aufträge vom Lande, und wurde dadurch in der Kanterschen Buchhandlung bekannt.

Es trug sich damals eine sehr anstößige Begebenheit zu Königsberg zu. Zwei Männer, der eine ein Greis, hatten gemeinschaftlich ein Freudenmädchen zu ihrer Maitresse gewählt. Diese spielte jetzt ganz die Dame,

gerieth aber, als sie einst das Schauspielhaus verließ, mit einer ihrer ehemaligen Zunftgenossinnen in Streit, und vom Schimpfen kam es hier endlich gar zu Schlägen. Die Sache ward Gegenstand des allgemeinen Gesprächs. Tages darauf war ich im Buchladen. Kanter sagte dort zu dem, hier als Extemporal-Dichter und Sonderling bekannten, Lausson, mit dem er sich gerade, ohne auf mich zu merken, unterhielt: ich wollte, daß mir jemand ein Gedicht auf diese Begebenheit machte, so daß jeder wüßte, worauf es zielte, und man doch gerade aus die Sache nicht als persönliche Satyre betrachten könnte, ich wollte es dem Alten zu seiner eigenen Züchtigung vorlesen; Lausson aber meinte, daß diesen Auftrag wol schwerlich jemand übernehmen würde. Ich ging nach Hause, und in einigen Tagen hatte ich eine Erzählung aus den Ritterzeiten entworfen, worin die ganze Geschichte sehr ausführlich und für den Einheimischen deutlich genug erzählt war. Es war kein Meisterstück der Dichtkunst, aber auch nicht unter allem Werth. Ich brachte Kantern dies Gedicht und hörte nachher, daß es der als Satyriker bekannte Lausson nicht für schlecht erklärt, Kanter es in der Ressource, die damals im Hause der Wittwe Gerlach gehalten wurde, vorgelesen, und der eigentliche Held des Gedichts im Unwillen er-

klärt habe: 100 Dukaten geben zu wollen, wenn er den Verfasser wüßte. Aber da nun Kanter sich erbot die 100 Dukaten auf sein Verlangen dem Verfasser richtig auszuzahlen, da habe er ihm wieder mit großem Eifer die Zahlung verweigert. — Ich hatte indeß durch dieses Gedicht Kanters Aufmerksamkeit gewonnen, der mir nun seit dieser Zeit viel Gutes that. Er wies mir manches Gelegenheitsgedicht zu, wodurch ich einigen Erwerb erhielt. Mit seiner Erlaubniß empfing ich jetzt ungebundene Bücher zum Durchlesen. Dies war für mich ein großer Nutzen; und ich fing auch damals an, einige Recensionen für die Kantersche Zeitung zu schreiben.

Jetzt machte ich auch verschiedene neue Bekanntschaften. Ich wurde einigen Gelehrten, die häufig in den Kanterschen Buchladen kamen, bekannt. Hierunter dem redlichen Hamann, der es mir auch bald erlaubte, ihn zuweilen besuchen zu dürfen. mir auch einige Bücher lieh; mich in manchem zurecht wies und belehrte. Ueberhaupt erwarb sich Hamann ein großes Verdienst um jeden jungen Mann an dem er Fähigkeit bemerkte. Er suchte ihn zu leiten, aufzumuntern, ihm, wenn er es bedurfte, Unterstützung zu schaffen; und ich bin es überzeugt, daß er auf die wissenschaftliche Cultur vieler Männer, die sich in

der Folge auszeichneten, vorzüglich wirkte. Da er bei den jungen Leuten, die ihn besuchten, sich häufig nach ihren wissenschaftlichen Beschäftigungen erkundigte und mit ihnen über wissenschaftliche Gegenstände sprach, so berief ich mich einst zufällig im Gespräche mit ihm auf den Platinus und Clemens von Alexandrien. Hamann schien hiedurch aufmerksam zu werden, ließ sich aber nichts merken, sondern empfahl mir den Gibbon, den ich bis dahin nicht gekannt, und mehrere Bücher über Kirchengeschichte, die Gnostiker und die neuplatonische Philosophie, und leitete mich hiedurch unvermerkt von jener Neigung zur Alchemie und Theosophie ab, die vielleicht sonst tiefere Wurzel geschlagen hätte, weshalb ich des redlichen und gelehrten Mannes nie anders als mit Liebe und Achtung gedenken kann. Als ich mich aber dieser Neigung zur Schwärmerei allmälig entwunden hatte, entstand doch auch in dem nämlichen Verhältniß eine gewisse Leere in meiner Seele. Eine Anhänglichkeit für Religiösität war durch Schwärmerei selbst geweckt, und so entsprang ein Wunsch nach religiöser Lectüre, und zugleich nach Berichtigung meiner schwankenden Religionsbegriffe. Die allgemeine deutsche Bibliothek stand in hohem Ansehen; durch sie suchte ich Belehrung wenigstens Bekanntschaft mit denjenigen

theologischen Werken zu erhalten, durch welche ich Befriedigung erwarten konnte. Allein wieviel wurde damals von den protestantischen Theologen erschüttert und niedergerissen? Statt Bestimmtheit in meinen religiösen Ideen zu erhalten, wurde ich durch die Recensionen und die Lectüre mancher angepriesenen Werke schwankender als jemals, und glaubte am Ende, da ich nicht Ueberzeugung fand, mich von aller positiven Religion entfernen zu dürfen. Ich fand dabei nicht Ruhe; jede Bemühung blos mit Hülfe der Vernunft aufs Reine zu kommen, stürzte mich nur in ein neues Meer von Zweifeln, wodurch bei meinen damaligen Verhältnissen oft eine schreckliche Trostlosigkeit entstand, die mich beinahe zur Verzweiflung führte.

Philosophie hoffte ich, sollte mir eine neue Stütze werden, und ich wurde zu diesem Studium durch die Bekanntschaft des Professor Kant aufgefordert, der damals im Kanterschen Hause wohnte; und weil ich sein fleißiger Zuhörer war, meine mannigfache und ausgebreitete Lectüre das Studium der Antropologie in sofern begünstigt hatte, daß mir eine Menge von Beispielen zu Gebote stand, so erregte ich hiedurch seine Aufmerksamkeit. Er munterte mich zum Studium der Antropologie auf und sagte mir in spä-

tern Jahren, da wir verschiedentlich über antropologische Gegenstände sprachen, daß ich mich doch auf diese Wissenschaft, in der ich vielleicht etwas Vorzügliches leisten würde, legen möchte. Ich würde diesen Rath befolgt und selbst Vorlesungen über Antropologie gehalten haben, wenn mir nicht die hiesige Universität, wie ich in der Folge erzählen werde, meiner Religion wegen, die Promotion verweigert hätte; und ich habe, wenigstens als Probe, ob ich etwas darin zu leisten im Stande gewesen wäre, einen Aufsatz unter dem Titel: Versuch eines Commentars zu Kants Antropologie, im vierten Stück der Vesta abdrucken lassen.

Durch meinen häufigen Aufenthalt in der Kanterschen Buchhandlung, wurde ich mit verschiedenen hiesigen, und auch einigen durchreisenden Gelehrten oberflächlich bekannt; da ich mir leicht in mechanischen Arbeiten einige Fertigkeit erwarb, so konnte ich bald die Bücher so gut wie ein Buchhändler verpacken, und wenn zuweilen Bücher für mich aufgesucht wurden, so beendigte ich indeß das Einpacken einer Partie Bücher, die derjenige, welcher etwas für mich aufsuchte, aus der Hand legte. Dies that ich gerade als Professor Hartmann, der damals nach Mitau ging, bei Kantern einen Besuch ab-

stattete, und um den Mann kennen zu lernen, folgte ich in das Zimmer. Das Gespräch kam auf wissenschaftliche Gegenstände. Ich nahm daran Theil, und Kanter sagte mir nachher lächelnd: Sie haben mir heute Ehre gemacht, denn Hartmann hat mir als Sie das Zimmer verließen, gesagt, daß ich einen geschickten jungen Mann zum Buchhändler-Gehülfen hätte.

Es wohnten damals auch einige Studirende bei Kantern, hierunter der verstorbene Professor Kraus. Für diesen fühlte ich bald herzliche Anhänglichkeit, und wir waren während unserer akademischen Jahre unzertrennliche Freunde, wenn gleich unsere erste Bekanntschaft auf eine etwas sonderbare Weise entsprang. Ich befand mich in einer so bedrückten Lage, daß ich mein Zimmer zu heizen nicht im Stande war. Daher zog ich sogleich, wenn ich nach Hause kam, die Stiefel aus und einen alten Ueberrock an, setzte mich in das Bett, und legte, wenn ich schreiben wollte, ein Brett, welches ich hiezu vorräthig hielt, auf das Deckbett. Da nun Kant sein Auditorium vorzüglich gut heizen ließ, ich bei ihm von 8 bis 9 Uhr ein Collegium, und von 10 bis 11 ein Collegium bei Jester hörte, so blieb ich oft die Stunde von 9 bis 10 in dem Hörsaale des Professor Kant,

der in dieser Stunde nicht las, und wo ich daher von niemanden bemerkt wurde. Ich brachte alsdann, um mich während dieser Stunde zu beschäftigen, irgend ein Buch mit. Kraus, der eine eigenthümliche, etwas auffallende Lebhaftigkeit hatte, sah, ehe Kant noch seine Vorlesungen anfing ein Buch vor mir liegen. Er nahm es sogleich in die Hand, und da es ihm vielleicht auffiel, daß ich, der ich nie mit Kenntnissen prahlte, und den er daher für einen höchst unbedeutenden, vielleicht unwissenden Menschen hielt, Segners Cursus mathematici hier mitgebracht hatte; so fragte er mit seinem besondern Tone: Liebe Seele, was machen Sie mit diesem Buche? Die Frage verdroß mich und ich antwortete daher beinahe in dem nämlichen Tone: Ich singe daraus, wenn ich commercire. Er sah mich an und lachte; ich lachte mit. Er hatte dem Professor Reusch in seiner Dissertation De luce et coloribus mit Beifall opponirt, daher schätzte ich ihn bereits. Ich besaß im mündlichen Ausdrucke der Lateinischen Sprache eine vorzügliche Fertigkeit, und als Kant die Stunde geschlossen hatte und Kraus, vielleicht um mich näher kennen zu lernen, zurückblieb, knüpften wir ein Gespräch an, wozu Segner die Veranlassung gab. Die Lateinische Sprache, worin dieses Buch geschrieben war, führte

uns darauf, uns selbst, indem wir einander ein paar schwere Stellen zeigten, dieser Sprache zu bedienen, und so hatten wir uns kennen und beurtheilen gelernt.

Unsere Charaktere waren sehr verschieden, und es war auffallend, daß wir uns zuweilen derbe Sachen sagten. Baczko, sagte Kraus, ist ein wilder, unbändiger Mensch; wüthend fallt er über alles her, zerreißt, was ihm nicht gleich klar und deutlich ist, in hunderttausend Fetzen, und macht sich dann oft eine ganz neue Sache daraus. Und Kraus, erwiederte ich, ist ein ganz gescheidter Mensch, nur wünscht er, daß alles Gute und alles Wissen in der Welt ein Monopol und er ausschließend in dessen Besitz wäre; denn ob er gleich in seinem Leben kein Schuster werden will, so ärgert er sich doch, sobald ihn seine Schuhe nicht drücken, daß der einfältige, erbärmliche Kerl, der Schuster, sein Handwerk so gut versteht. — Dergleichen derbe Spöttereien die wir uns einander ins Gesicht sagten, veranlaßten oft ein Gelächter unserer Bekannten; doch entzweiten wir uns darüber nicht, sondern nach ein paar Tagen waren wir wieder auf dem alten freundschaftlichen Fuße. Uebrigens erlangte ich durch meinen Umgang mit Kraus eine gewisse Fertigkeit, wissenschaftliche Gegen-

genstände schnell von mehrern Seiten zu betrachten; denn er widersprach häufig, verwarf Dinge, die allgemein anerkannt waren, behauptete oft die paradoxesten Sätze; und da ich bei dem lebhaftesten Streite nicht böse wurde, sondern, wenn ich nicht weiter fort konnte, mir muthwillige Einfälle erlaubte, die von einer Materie auf die andere führten, so lachten wir oft beide am Ende des Streites, aus vollem Halse, und Kraus fragte nicht selten mit der ihm eigenthümlichen Naivität: Liebe Seele, wissen wir denn auch nun, worüber wir gestritten haben?

Mein Aeußeres gewann auch in der nämlichen Epoche; denn da sich jetzt meine älteste Schwester verheirathete, kam meine Mutter nach Königsberg, um das Erforderliche zum Hochzeitsfeste zu besorgen. Kleid und Ueberrock, die ich mir durch Rolands Vermittelung angeschafft hatte, waren nicht mehr neu. Ich fragte da, wo ich diese Kleidungsstücke geborgt und richtig bezahlt hatte, ob man mir neuen Credit geben wolle, und erhielt dies bejaht. Meine gute Mutter wünschte mich neu zu kleiden, aber ihre Kasse reichte nicht hin. Ich machte also von dem Credit Gebrauch, kleidete mich gut, stürzte mich aber, da meine Mutter nicht im Stande war, die erborgten Sachen zu bezahlen, und weil mein

Vater, da ich von der Hochzeit zurückkehrte, mir 10 Thaler mit der Aeußerung gab, daß er nicht mehr geben könne, in Schulden, die sich bald vergrößerten. Mit den 10 Thalern ließ sich nichts bezahlen, und ich behielt sie daher als Taschengeld. Meine Mutter schickte mir kleine Posten von etwa 3 oder 5 Thalern, um einen Theil der Schulden hiedurch abzutragen. Die Handwerker, z. B. Schuster und Schneider, bezahlte ich hievon; aber mehr vermochte ich nicht zu thun. Eine Tochter meiner Wirthin zog jetzt wieder in das mütterliche Haus. Ihr räumte ich deshalb mein Zimmer, und nahm nun meine Wohnung in dem Hause der Geschwister Remus im Kneiphofe, wo ich auch für 100 Thaler Wohnung, Mittag und Abendtisch erhielt.

Ich hatte im Wachowskischen Hause den Versuch gemacht, mich mit Musik zu beschäftigen, und weil dort mehrere Studenten wohnten, die insgesammt musikalisch waren, ihrem Wunsche gemäß, damit wir Quartetts zusammen spielen konnten, das Violoncell zu erlernen gesucht. Schnell faßte ich die Noten, schnell konnte ich jede auf meinem Instrumente ausdrücken. Ich nahm selbst die erste Stimme für die Violine und spielte sie auf dem Violoncell, blieb aber bei aller dieser Fertigkeit im Notenlesen als Musiker ein gro-

ßer Stümper; denn ich spielte ohne Takt und Ausdruck, griff selbst zuweilen nicht rein und gab daher die ganze Sache auf. Jetzt thut mir dies leid, denn bei fortdauerndem Fleiße würde ich doch etwas geleistet haben, und jetzt manche trübselige Stunde durch Musik zu füllen im Stande sein.

Die Fertigkeit meines Sprachorgans andere Stimmen nachzuahmen, beförderte viele kleine Neckereien, und da ich im Kneiphofe unter lauter Juden wohnte, so erhielt ich bald im Judendeutschen eine große Fertigkeit. Die auffallenden Sprachen einiger hiesigen Juden, Polen und Franzosen konnte ich sehr täuschend nachahmen, und wenn ich zuweilen an einem finstern Abende einsam auf der Straße war, machte ich mir das sonderbare Vergnügen, mich mit Nachahmung solcher Sprachen, ohne daß ich einen Gegner vor mir hatte, zu zanken, oder wol gar um Hülfe zu rufen, und freute mich und ging ganz ruhig davon, wenn einige Leute aus Neugier die Hausthür öffneten, wobei sich besonders manche Juden, wenn ich die Stimme eines Mannes ihrer Nation nachgemacht hatte, und sie diesen beeinträchtigt hielten, zuweilen höchst sonderbar auszeichneten. Es wurde damals von Berlin für die, welche ein gewisses Honorar dafür entrichteten, ein besonderes ge-

schriebenes Blatt, unter dem Namen des „Berliner Blättchens" bei den Zeitungen beigelegt, welches die dort umhergehenden Neuigkeiten, in Ermangelung derselben, auch wol manche Erdichtungen enthielt, aber von den politischen Kannengießern des damaligen Zeitalters doch sehr geschätzt wurde. Früh ging ich ein paar mal auf ein Kaffeehaus um mir das Blättchen abzuschreiben, eilte nach Hause, machte mit verstellter Hand eine andere Abschrift, fügte ein paar possirliche oder höchst abenteuerliche Nachrichten, die ich schon vorräthig hatte, hinzu, vertauschte diese Abschrift nachher auf einem andern Kaffeehause gegen das echte Berliner Blättchen und freute mich nicht wenig, wenn ich meine Neuigkeiten hiedurch in Umlauf gebracht hatte, oder wol gar, wenn ein Streit entstand: daß dies nicht in andern Berliner Blättchen stände, den Wirth behaglich sagen hörte: Sie sehen, meine Herren, daß ich mein Blättchen aus der ersten Hand erhalte, dies folglich vollständiger ist.

Bei den Königsbergschen Intelligenzblättern war damals ein Verzeichniß aller hier angekommenen Russischen und Polnischen Juden, und weil diese beinahe alle ihre Waaren aus den Königsbergschen Packkammern holten, so griff, um zu sehen, ob Einer seiner Kundleute darunter wäre, jeder Kauf-

mann zuerst nach dem Intelligenzblatte. Ich suchte einer der ersten auf dem Kaffeehause zu sein, las dieses Namenverzeichniß einigemale durch und prägte es so meinem Gedächtnisse ein. Wenn es nun jeder zuerst lesen wollte, sagte ich: daß sie dies nicht nöthig hätten, weil ich ihnen die sämmtlichen Namen nennen wollte, womit ich auch sogleich anfing. Mancher glaubte, daß ich ihn necken wollte; aber der, welcher das Blatt in Händen hatte, bezeugte die Richtigkeit meines Verzeichnisses und wenn ich nun gefragt wurde: wie ich dazu käme dies auswendig zu wissen, that ich erstaunt, daß ich, der ich mir blos einen kleinen Scherz erlaubt, wirklich einige Namen getroffen hätte Ich wiederholte auf Verlangen nochmals das Gesagte und erklärte alles ganz ernsthaft für ein Ungefähr; lernte hiebei aber kennen, wie manche Menschen statt der ganz einfachen Erklärung lieber das Wunderbare glauben wollen, denn es gab wirklich ein paar alte Herrn, die nicht genugsam über den Zufall: daß ich diese Namen so wunderbar getroffen, ihre Verwunderung äußern konnten, bis endlich, da ich den Scherz ein paarmal wiederholte, mein gutes Gedächtniß als der Grund davon entdeckt wurde.

Wenn ich mich jetzt selbst frage: warum ich, der ich mich damals gar nicht glücklich

fühlte, und, in manchen Stunden, höchst traurig und niedergeschlagen war, mir dergleichen Possen zu treiben erlaubte, so weiß ich mir dies nur dadurch zu erklären: daß ich bei meiner großen Lebhaftigkeit, mich nach ununterbrochner und doch auch abwechselnder Thätigkeit sehnte. Hätte ich das Vermögen besessen, mich mit den Wissenschaften und allerlei technologischen Arbeiten gemäß meinen Wünschen beschäftigen zu können, so würde ich die Zeit, die ich auf diese Weise verschwendete, zum Nützlichen und Guten verwandt haben. Der Besuch der Kaffeehäuser war übrigens für mich mit sehr geringen Kosten verknüpft, weil ich nie mehr als eine Tasse Caffee, die damals drei Preußische Groschen kostete, verzehrte. Vielleicht dient es auch zur Erklärung: daß jederzeit viel Frohsinn in meinem Character lag. Die Menschen waren mir gleichgültig, zum Theil auch wol zuwider geworden, und so machte ich mich wenigstens auf ihre Rechnung lustig. Doch muß ich auch wieder zu meiner Entschuldigung anführen, daß ich mich sorgfältig hütete, jemanden einigen Schaden zuzufügen. Das Einwerfen eines Fensters und ähnliche Ungezogenheiten habe ich mir nie gestattet, nie habe ich die Art und Weise, wie jemand eine Blöße gab, ins Publikum gebracht; nie habe ich jemanden zum Gegenstande des Spottes und der

Verachtung gemacht. Bloß gegen einen Herrn Baron, der äußerst einfältig war, und doch gelehrt scheinen wollte glaube ich zu weit gegangen zu sein. Er drang in mich und den nachherigen Professor Kraus, daß ein jeder von uns ihm einen Aufsatz machen sollte. Diesen wollte er für den Seinigen ausgeben, und dadurch die Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft erhalten. Wir schoben den Antrag von uns, und nun forderte er zuletzt, weil er glaubte, daß wir es wegen der großen Schwierigkeit der Sache ablehnten, wir sollten ihm gemeinschaftlich einen Aufsatz machen; dies könne uns doch nicht zu schwer fallen. Der Einfall war so abgeschmackt, daß wir beide uns erklärten, ihm den Aufsatz machen zu wollen, und wir stimmten nun darin überein, daß derselbe viel tönende Worte, aber keinen gesunden Menschenverstand enthalten sollte. Um dies besser bewirken zu können, fielen wir darauf, daß jeder ein Komma niederschreiben, der andere das folgende hinzufügen sollte; und nachher wollten wir die Unterscheidungszeichen dazwischen setzen, und das Ganze in Verbindung bringen. Ich erinnere mich noch, eines einzigen Punkts, den ich als Probe niederschreibe. „Gräciens junge Grazien horchten wonnetrunken auf die mit Rosen umkränzte Leier des tejischen Greises „und hüpften dann entzückt in meandrischen

„Kreisen. Diana blickt dabei entwölkt vom „Himmel herab, und freut sich die keusche „Göttin über die Sphären-Harmonie.“ — So ging das Ganze fort; unser Baron war entzückt, und hielt es für ein Meisterwerk. Aber der Director der Deutschen Gesellschaft, Professor Lindner wollte es dafür nicht gelten lassen. Er schrieb ihm: ein falscher Freund habe durch diesen Bombast der Deutschen Gesellschaft einen heimlichen Stich geben wollen. Unser Baron verstand dies nicht, sondern glaubte nur, Kraus und ich, wir müßten einen solchen Aufsatz gar nicht machen können. — Ein anderer Baron, sein Landsmann, war ganz derselben Meinung. Aber ein hier studirender Russe, eine redliche Seele, urtheilte ganz anders; und erklärte offen: wir hätten den Herrn Baron nur zum Narren machen wollen. Dies nahmen die beiden Herren Barone sehr übel, besonders der Landsmann des Barons, dem wir den Aufsatz gemacht hatten. Es kam zwischen ihm und dem ehrlichen Russen darüber zu einer kleinen Schlägerei, wobei der letzte eine leichte Wunde an der Hand erhielt.

In diesem Zeitpunkte hatte ich auch ein kleines Abenteuer, welches, wenn es nicht zufällig aufgelöset worden wäre, auf meine ganze Stimmung wichtigen Einfluß gehabt

haben würde. Der jetzige Ober-Präsident und Landhofmeister von Auerswald, mit dem ich schon früher bekannt geworden war, indem ich gleich bei meiner Ankunft auf die Akademie mit ihm in der nämlichen Stunde Unterricht im Zeichnen erhielt, hatte unter dem Regimente Graf Anhalt Kriegsdienste genommen. Er wurde sehr krank und schien beinahe schwindsüchtig zu sein, kam daher nach Königsberg um sich heilen zu lassen, und wünschte, daß seine ehemaligen Bekannten ihn häufig besuchen möchten. Kraus, der mit ihm eine Zeitlang auf einem Zimmer gewohnt hatte, und sein Repetent gewesen war, und ich, brachten beinahe jeden Abend bei ihm hin. Er las viel, und wir führten zuweilen sehr ernste Gespräche. Eines Abends war Auerswald in einer schwermüthigen Stimmung, wir sprachen viel über Religion, Tod, Unsterblichkeit, und gingen erst gegen Mitternacht nach Hause. Mein Weg führte mich durch die Junkergasse, den Steindamm und über die Krämerbrücke, ich lenkte in die Brotbänkenstraße ein. Es war eine sternhelle Herbstnacht, und bei der Stimmung, die mir die Gespräche gegeben hatten, machte eine weiße Gestalt mit einem breiten schwarzen Kopfe, die stöhnend sich mir näherte, ohne einen Fuß von der Erde aufzuheben, einen desto lebhaftren Eindruck auf mich. Flucht war

mein erster Gedanke; aber sei es ein Gespenst, sei es ein Betrüger, mit deinem lahmen Fuße kannst du ihm ja nicht entfliehen, so sprach ich zu mir selbst, blieb stehen und machte Vertheidigungsanstalten, indem ich auf eine Haustreppe stieg, und den Klopfer ergriff, um im Nothfalle hiedurch Lärm zu machen. Mit der andern Hand wollte ich meinen Stock so, lange ich konnte, führen. Die Gestalt kam näher; auf mein Zurufen gab sich mir ein alter Jude zu erkennen. Es war gerade die Nacht des Versöhnungsfestes; man hatte damals im Kneiphofe eine Synagoge im Kleinen; diese hatte der alte Mann besucht, war erkrankt, und, weil er um Mitternacht jetzt keinem Menschen mehr zu begegnen glaubte, in der Kleidung, die er in der Synagoge angehabt hatte, nach Hause gegangen. Ich war, nachdem sich die Sache so entwickelt hatte, vom Glauben an Gespenster, der hiedurch hätte befördert werden können, völlig befreit.

Ich trieb aufs Neue das Studium der Rechte, konnte aber daran keinen Geschmack gewinnen. Meine äußern Verhältnisse wurden mißlicher, alle Unterstützung von Hause unterblieb, die nothwendigsten Kleidungsstücke mußte ich erborgt zu erhalten suchen. So mehrten sich meine Schulden, ohne eine an-

dere Aussicht, sie bezahlen zu können, als wenn ich dereinst zum Besitz eines Amts gelangen sollte. Dies spornte mich an. Ich versuchte die Institutionen des Heineccius, und die Pandecten des Hellefeld auswendig zu lernen, mein Gedächtniß faßte sie; aber für die Wissenschaft selbst erhielt ich keinen Sinn. Ich machte mir daher oft Vorwürfe, und tröstete mich damit, daß ich wenigstens im Amte als redlicher und fleißiger Mann handeln wolle.

Jetzt erhielt ich eine neue Hoffnung, die aber schnell verschwand. Der Fürst Orlow ging durch Königsberg nach Italien; Herr Wiersbicki der ältere, Stiefsohn des Commercien-Raths Saturgus, gab mir die Nachricht, der Fürst suche einen jungen Mann, welcher die Italienische Sprache nicht blos spreche, sondern auch zu schreiben im Stande wäre, unter sehr vortheilhaften Bedingungen in sein Reisegefolge aufzunehmen, und machte mich zugleich darauf aufmerksam, daß bei meiner Fertigkeit in der Italienischen Sprache, und auch zugleich wegen der damit verknüpften Aussicht mir diese Stelle wol vorzüglich angemessen sein dürfte. Der Russische General-Quartiermeister Bauer, der bei dem Heere der Alliirten mit meinem Vater in den freundschäftlichsten Verhältnissen stand, begleitete den Fürsten. Meine Vorliebe für Italiens Dich-

ter, meine Erinnerung an die dortigen Kunstschätze und die schönen Träume meiner frühern Jahre, jetzt auch noch die Hoffnung, meine durch Krankheit und Leiden geschwächte Gesundheit durch das schöne Klima Italiens wieder völlig herzustellen, alles dieses wirkte lebhaft auf mich. Ich eilte zu dem General-Quartiermeister Bauer, um ihm mein Anliegen vorzutragen, und um seine Empfehlung bei dem Fürsten zu bitten. Ich wurde von Bauer, der sich meines Vaters mit vieler Herzlichkeit erinnerte, sehr gütig aufgenommen. Er war von der Absicht des Fürsten unterrichtet, billigte meinen Plan, versicherte, daß er keine Hindernisse finden würde, versprach mir seine Verwendung, bestellte mich, weil der Fürst gerade nicht zu Hause war, auf den folgenden Morgen und zeigte mir mit gütiger Theilnahme das Angenehme der Reise, und die schöne Hoffnung in der Ferne, einst durch den Einfluß des Fürsten in Rußland höchst vortheilhaft versorgt zu werden. Hiedurch nun hatte ich eine schöne glänzende Hoffnung und so wohl war mir lange nicht gewesen.

Meine Freude stieg am folgenden Morgen, als Bauer mich höchst freundlich empfing und sogleich zu dem Fürsten führte, der mich ein paar Augenblicke lang aufmerksam betrachtete und dann äußerte, daß sein Entschluß

noch nicht fest stehe, ich aber auf den erforderlichen Fall das Nähere erfahren sollte. Er sprach hierauf mit Bauer noch einige wenige Worte in Russischer Sprache, die ich damals noch nicht verstand. Wir verließen das Zimmer, und Bauer sagte mir mit einem unwilligen Tone, der es zeigte, daß ihm die Sache leid that: er wolle mich nicht mit falscher Hoffnung hinhalten, mein Aeußeres mißfalle dem Fürsten.

Tief beugte mich der Verlust meiner schönen Träume, noch mehr der Vorwurf meines Aeußern. Ich fühlte so oft, daß mir dieses entgegen war; diesem Uebel abzuhelfen, stand leider nicht in meiner Macht. Doch spornte mich vielleicht der Gedanke, diesen Nachtheil von einer andern Seite her zu vergüten, zu unablässiger Beschäftigung, und wirkte mächtig darauf, daß ich nicht bei so mancherlei Leiden, die mich drückten, in Stumpfsinn und träge Gleichgültigkeit versank.

Tröstlich war es mir gleich damals, daß ich außer dem General-Quartiermeister Bauer und dem Fürsten Orlow mein Vorhaben niemanden entdeckt hatte; in der Folge aber erwachte wegen dieses gescheiterten Planes mein Dank gegen die Vorsehung,

als ich in Archenholz's England und Italien las, der Bruder des Fürsten Orlow, welcher damals die Russische Flotte im Mittelländischen Meere befehligte, habe zugleich den Auftrag gehabt, sich einer Tochter der Kaiserin Elisabeth, welche einige Mißvergnügte als Werkzeug bei einer Staatsveränderung benutzen wollten, zu bemächtigen. Er habe ihr, die sich damals zu Rom aufhielt, vorgespiegelt, daß alles zu einer Staatsveränderung in Rußland vorbereitet wäre, ihr den Beistand der von ihm abhängigen Flotte angeboten, und wenn sie hiedurch Rußlands Thron bestiegen hätte, ihre Hand zur Belohnung gefordert. Die getäuschte Unglückliche begleitete ihn nach Livorno, wurde von der Flotte mit Freudenbezeugungen empfangen, aber als sie das erste Russische Schiff betrat, gefangen genommen, und gefesselt nach Rußland gesandt; und von ihrem Schicksal habe ich nichts weiter erfahren.

Oft stieg der Gedanke in mir auf, der Fürst, der ja sehr leicht jemanden, welcher der Italienischen Sprache gewachsen war, aus Rußland mitnehmen konnte, habe im Auslande bloß einen Menschen als Werkzeug für seinen Bruder gesucht, damit ein solcher, wenn er ganz isolirt dastände, und keine andere Hoffnung als die Gnade der Familie

Orlow besäße, zu allem bereit sein müßte; weil aber ein nachtheiliges Aeußeres zurückschreckt, hiedurch mißtrauisch macht, es hier auch auf Unterhandlungen mit einer Dame angekommen wäre, die wol durch ein gefälliges einschmeichelndes Aeußere eher zu bestimmen gewesen wäre, so hätte man mich zurückgeschoben. — Ob diese meine Muthmaßung gegründet ist, weiß ich nicht; aber daß ich mich zu keiner Sache hätte gebrauchen lassen, welche mit meiner Ueberzeugung und mit meinem Gewissen im Widerspruche gewesen wäre, und mich lieber aufgeopfert hätte, davon bin ich überzeugt. Wenn ich dies alles, und mein bald darauf erfolgtes völliges Erblinden erwäge, so danke ich Gott dafür, daß die Sache eine solche Richtung genommen hat.

Herzangreifender wurde für mich nachstehende Begebenheit. Es wohnten verschiedene Personen mit mir in dem nämlichen Hause; hierunter der jetzige Theaterdichter Herklots, damals schon voll herrlicher Anlagen für Musik, Dichtkunst und Malerei, und der nachherige Tribunalsrath Hallensleben, ein sehr fleißiger, jedoch stiller und verschlossener junger Mann, mit dem ich bei Tische, sonst aber gar nicht zusammen kam. Ich saß einst ruhig in meinem Zimmer, als ich den Schlüssel aus mei-

ner Stubenthür ziehen hörte; ich sah nach, es war die Köchin des Hauses, die mir sagte: daß der Schlüssel meiner Stube auch die des Herrn Hallensleben, die sie jetzt ausfegen wolle, schließe, und weil er den Schlüssel aus Versehen mitgenommen habe, sie sich des meinigen bedienen wolle. Der Stubenschlüssel wurde wieder in meine Thür gesteckt, einige Monate vergingen; die Köchin verließ das Haus, und ich hatte die Sache beinahe vergessen. Einst kamen wir zu Tische, da erzählte Hallensleben: ihm wären seit ein paar Tagen aus seinem Schreibepult, den er immer offen gelassen, ich weiß nicht mehr wie viel, 13 oder 23 Dukaten entwendet. Die Stubenthür, fügte er hinzu, habe ich immer sorgfältig verschlossen. Jetzt erwachte bei mir die Erinnerung, und mit meiner eigenen Lebhaftigkeit rief ich: Ach Gott, ich habe zuweilen meinen Stubenschlüssel in meiner Thür stekken lassen, und der schließt auch die Ihrige. Ja, das weiß ich, sagte Hallensleben, mit seinem eigenen langsamen Tone, der mir aber doch jetzt auffallender schien. Wäre es möglich, dachte ich bei mir selbst, nein! der Verdacht ist zu niedrig; bleibe bei deiner Unbefangenheit, damit du ihn nicht etwa begünstigst. Ich versicherte dem Hallensleben, ich wolle künftighin behutsamer sein; erkundigte

digte mich nach dem Gepräge der Dukaten, und versprach nachzuforschen.

Die Sache lag mir jetzt schwer auf dem Herzen. Daß meine Umstände nicht die besten waren, daß ich Schulden hatte, konnte meinen Wirthsleuten und Hausgenossen nicht unbekannt sein. Ich hatte seit einigen Monaten nichts von Hause erhalten, war immer mehr ins Schuldenmachen gerathen, suchte beim Gefühl meiner traurigen Lage Zerstreuung, und fing an Kaffeehäuser zu besuchen, um mich im Getümmel zu übertäuben. Unweit meiner Wohnung war ein solches Kaffeehaus, dessen damaliger Wirth Loreck hieß. Meine Hausgenossen waren einst alle ausgegangen, und zufällig mochte ich es vielleicht selbst geäußert haben, daß ich bei Loreck, wo gewöhnlich auch Professor Kraus, Magister Penzel, der jetzige Schulenrath Zitterland und mehrere talentvolle junge Leute hinzukommen pflegten, den Abend hinbringen würde. Plötzlich geht hier die Thür auf. Unser Dienstmädchen stürzt athemlos ins Zimmer. Eilen Sie, sagte sie mir, nach Hause, wir fangen heute wahrscheinlich den Dieb. Ich flog nach Hause. Landbaumeister Jester, der auch dort wohnte, stand im Vorhause, und neben ihm der Bediente des gleichfalls dort logirenden Fürst-Bischöflich-Ermländischen Kapellmeisters Grabowiecki; auch war schon der Wachtmeister von der Stadt-

wache gerufen, um diesen Bedienten zu verhaften. — Es hatte mit der ganzen Sache folgende Bewandniß. Dieser Bediente hatte vormals eine Kammer unter dem Dache zur Schlafstelle; aber da sein Herr ein Zimmer im untern Stocke bezogen hatte, dort auch seine Schlafstelle angewiesen erhalten. Landbaumeister Jester war den Abend über nur allein zu Hause. Er wohnte im dritten Stockwerke, und spielte auf dem Fortepiano; zwei weibliche Domestiken saßen unten in einer Stube. Sie hörten jemanden die Treppe hinab kommen; glaubten daß vielleicht einer der Hausgenossen gesucht würde. Aber da sie nun die Stubenthür öffneten, so sahen sie, daß Grabowieckis Bedienter im Begriffe stand, die Thür zu öffnen, ein großes Pack unter dem Arme und dem Rocke hatte. Das Stubenmädchen fragte, ob er oben gewesen wäre? Ich hatte, sagte er, einen Puderbeutel in meiner ehemaligen Schlafkammer vergessen; und eilte zum Hause hinaus. Das Mädchen schöpfte Argwohn. Sie wollte dem Landbaumeister Jester davon Nachricht geben, und ging daher die Treppe hinauf; fand neben derselben ein großes Pack Wäsche, welches Jester sogleich für die seinige erkannte. Dieses und noch mehr war aus einem eichenen Kasten, der neben Jesters Stubenthür, jetzt aber wieder verschlossen da stand,

entwendet. Jester muthmaßte, der Dieb werde nach diesem zweiten Packe kommen, und rieth dem Mädchen Hülfe zu suchen. Diese lief nach der geradeüber befindlichen Stadtwache, schickte den Wachtmeister, und holte auch mich herbei. Jester, ein jähzorniger Mann, erzählte nun dem Wachtmeister in der Stube, worin die Mädchen waren, die Begebenheit, und zeigte ihm die Wäsche; indem klingelte die Hausthüre. Hätte Jester einige Augenblicke gewartet, um den Bedienten die Treppe hinauf gehen zu lassen, er würde ihn wahrscheinlich beim Forttragen der Wäsche ertappt haben; jetzt fuhr er wie ein Wüthender hinzu, packte den Bedienten an der Brust, und fragte ihn, was er fort getragen habe. Meinen Puderbeutel, entgegnete dieser, und läugnete aufs hartnäckigste, etwas von der Wäsche zu wissen, sagte, die Mädchen hätten vielleicht selbst dieselbe entwenden und die Sache auf ihn bringen wollen. Der Wachtmeister aber durchsuchte nun die Taschen. Er fand ein Eisen ungefähr acht Zoll lang, hinten von der Dicke eines Fingers, vorne von der eines Federkiels und zugespitzt. Der Bediente erklärte es für eine Frisirnadel zum Rollen der Locken, womit es einige Aehnlichkeit hatte, aber in Betreff der Größe sehr abwich. Jester und der Wachtmeister meinten, es sei auch wol als Dietrich

brauchbar. Der Bediente blieb bei seiner Behauptung, versicherte, als er von der Treppe herunter gekommen wäre, das Pack Wäsche dort noch nicht gesehen zu haben, blieb dabei, daß er bloß den Puderbeutel unter dem Rocke gehabt, und zum zweitenmale zurückgekehrt wäre, um in das Zimmer seines Herrn zu gehen. Er wurde verhaftet, und im ganzen Hause zweifelte niemand, daß er der Thäter wäre, und sich auch Hallenslebens Dukaten geholt hätte. Aber Jesters Heftigkeit war der Sache nachtheilig geworden, kein gerichtlicher Beweis konnte gegen ihn geführt werden, und so ward dieser Bediente, den Grabowiecki sogleich seiner Dienste entließ, nachdem er einigemale verhört und immer bei der nämlichen Behauptung geblieben war, ab instantia absolvirt.

Jetzt nahte sich der Sommer des Jahrs 1775, der letzte, den ich nach dem Willen meiner Eltern, weil ich, die Zeit meiner Krankheit mit eingerechnet, schon vier Jahre auf der Akademie gewesen war, noch zu Königsberg hinbringen sollte. Ich lernte jetzt die juristischen Compendien auswendig, wozu ich gewöhnlich, indem ich sehr früh aufstand, drei bis vier Stunden verwandte. Auch las ich einige juristische Werke, wie Höpfner und Kramer, um mich hiedurch auf das Examen

vorzubereiten; aber mir wurde diese Arbeit äußerst sauer. Doch tröstete ich mich damit und glaube es noch jetzt, daß wenn ich erst zu praktischen Arbeiten gekommen wäre, ich im Justizfache mit mehr Wohlbehagen gearbeitet haben würde; und wenn ich mich noch jetzt frage, woher meine Abneigung für die Jurisprudenz entstand; so weiß ich keinen andern Grund anzugeben, als meine Vorliebe für Medicin, und daß ich die Jurisprudenz bloß nach dem Willen meiner Eltern und nicht nach eigener Wahl studirte. Auch sprach Criminalrath Jester viel gegen die legulegos, warnte aber doch auch wieder gegen vermessentliche Auslegung der Gesetze; und dies Schwanken machte mich, den das bestimmte in der Mathematik so sehr gefesselt hatte, vielleicht auch unwillig.

Zu meiner Erholung beschäftigte ich mich mit der Englischen Sprache, worin ich ein leichtes Werk ohne Hülfe eines Wörterbuchs las, wenn mir gleich die richtige Aussprache fehlte. Auch las ich viel Dichter, vorzüglich Italienische.

An einem der ersten schönen Frühlingstage war ich in einen öffentlichen, wenig besuchten Garten gegangen. Ich fand ihn ganz menschenleer, setzte mich in ein Gartenhäus-

chen und las den Ariost, den ich zu mir gesteckt hatte. Er war in Duodez, äußerst fein gedruckt. Ich vergaß mich, bis Abendkühle und Dämmerung mich erinnerten, daß es Zeit wäre nach Hause zu gehen. Am folgenden Morgen sagte man mir, mein Auge wäre roth, und ich fühlte selbst einige Schmerzen. Ich brauchte einige gewöhnliche Mittel; die Entzündung nahm ab, hörte aber nicht völlig auf. Jetzt erfolgte die Feuersbrunst in der Vorstadt; ich verließ während derselben wenig mein Zimmer, brachte aber ein paar Nächte schlaflos und unruhig hin. Alle Gefahr schien vorüber, ich legte mich ruhig zu Bette. Es brach wieder ein Feuer auf dem Steindamm aus; das Geschrei, Sturmglocken, und Lärmtrommeln erweckten mich. Ich glaubte zu hören, das Feuer wäre im Kneiphofe, dem Stadttheile, worin ich wohnte; mein Zimmer war finster, ich konnte den Ueberrock nicht gleich finden, lief etwas dünn gekleidet auf die Straße, und am folgenden Morgen hatte meine Augenentzündung sich vermehrt. Ich brauchte die mir bekannten Mittel; die Entzündung schien etwas abzunehmen, und so vergingen einige Tage.

Eines Morgens — es war wieder an meinem Geburtstage, dem 8ten Junius, dessen Annäherung mich einige Jahre hindurch in

die größte Angst setzte — kam eine Gelegenheit von Hause. Der Ueberbringer des Briefes sagte mir, daß mein Auge sehr roth wäre. Doch las ich den Brief ohne Hinderniß, ging aus und erfüllte die mir darin gemachten Aufträge. Allein ein paar Bekannte, denen ich auf der Straße begegnete, äußerten gegen mich, daß mein Auge fürchterlich entzündet sei. Mein alter lieber Arzt Doctor Gervais war zugleich Regiments-Chirurgus, und daher, weil gerade eine königliche Revue vorfiel, nach Graudenz verreiset. Ich beschloß daher zum Doctor Orlovius zu gehen, den ich um ein Uhr sicher zu Hause zu finden glaubte. Es war gerade große Mittagshitze. Mein Auge fing an stärker zu schmerzen, und Doctor Orlovius war auf das Land gereist. Seinem Hause gegenüber war eine meiner Lieblingsaussichten, ich blieb einige Augenblicke stehen und sah in die Ferne; da fingen an farbigte Strahlen, wie die des Regenbogens, mir vor den Augen zu schimmern. Ich eilte nach Hause, die Farben wurden brennender, zitterten mir wie eine Wolke vor dem Auge, und der Schmerz wurde heftig. Ich war auf der Honigbrücke, trat neben dem Joch zur Seite, und machte mein Auge zu, um ihm hiedurch einige Erholung zu schaffen. Als ich es öffnete, wurden die brennenden Farben dunkler; die Wolke welche

vor dem Auge flatterte, schwärzte sich. Ich sah zuletzt nicht meine Hand mehr, die ich mir vor die Augen hielt. Eine Frau saß damals in einer Bude auf der Brücke und verkaufte Brot. Ich ersuchte sie, mich für eine Belohnung nach Hause zu bringen; sie aber erklärte, ihre Bude nicht verlassen zu können. Es war gerade um Mittagszeit, ich hörte wenig Menschen. Ein paar, die vorüber gingen, redete ich an, sie gaben mir keine Antwort. Eine gerade Straße führte von der Honigbrücke nach meiner Wohnung, und ich beschloß zu versuchen, ob ich sie nicht finden könnte. Es gelang mir; ich schlich mich nahe an den Häusern, tappte mit dem Stocke umher. Auch schien dem fürchterlich schmerzenden Auge, welches ich deshalb kaum öffnen konnte, noch eine kleine Spur von Schimmer übrig geblieben zu sein. Ich fand glücklich meine Wohnung, rief in dem untersten Stockwerke; aber da war niemand, denn das Gesinde wartete bei Tische auf. Ich ging auf mein Zimmer; doch jetzt erwachte das schreckliche Gefühl meiner Zukunft, und ich, der ich vor wenig Augenblicken meine Wohnung und mein Zimmer gefunden hatte, konnte nicht mehr die Treppe finden, auf der ich hinabgehen wollte, um jemanden vom Gesinde zu suchen. Ich rief deshalb mit lauter Stimme. Meine Wirthin Demoiselle Remus, und ihre

Schwester Madame Torner, die in ihrem Alter auch erblindete, kamen auf mein Rufen und boten alles zu meiner Hülfe auf. Herr Doctor Bruinvisch, ein gelehrter Arzt und sehr redlicher Mann, der längst im Grabe ruht, dessen ich aber nie ohne achtungsvolle Rückerinnerung gedenke, übernahm meine Heilung. Mein linkes Auge, seit meinen Blattern das einzige, worauf ich sah, war heftig entzündet. Der Flecken, der aus den Blattern zurückgeblieben war, erhob sich, und bezog die untere Hälfte der Hornhaut. Starke abführende Mittel, Aderlässe, vorzüglich aber Bähnungen mit Spiritus Mindereri und Salmiack, nebst innerlichem Gebrauch des schwärzlichen Pulsatillen-Extractes zeigten sich nach einigen Wochen wirksam. Doch brauchte ich den Pulsatillen- und mehrere Störkische Extracte immer in steigenden Dosen, so daß ich nach der Versicherung des Doctor Bruinvisch mich dergestalt daran gewöhnt hatte, daß ich sie in so großen Gaben, als man schon für höchstbedenklich hält, beinahe täglich genießen konnte. Der Flecken aber verkleinerte sich, und ich erhielt mein Gesicht dergestalt wieder, daß ich gut lesen und schreiben konnte.

Eine während dieser Krankheit mir zugestoßene Begebenheit, kann ich nicht unaufgezeichnet lassen. Vier Gulden Preuß., oder

ein Thaler acht gute Groschen, war als ich erkrankte, meine ganze Baarschaft. Ich ließ einen meiner akademischen Freunde zu mir bitten, ersuchte ihn, meinem Vater von meinem Unfalle Nachricht zu geben, und weiß nicht aus welchem Grunde er es unterließ, so daß dieser erst nach vierzehn Tagen da ich einen andern meiner Bekannten darum bat, die Nachricht davon erhielt. Der Ruf von meinem erlittenen Unfalle verbreitete sich bald. Ein ehrlicher Jude, den ich nur aus dem Loreckschen Kaffeehause als einen vernünftigen Mann kannte, und mit dem ich zuweilen einige Stunden verplaudert hatte, besuchte mich. Das Gespräch war meine Krankheit. Sie kam Ihnen, sagte er, unerwartet, und Ihre Kasse war vielleicht nicht vorbereitet; ich gestand ihm, daß er Recht habe. Nun, sagte er, ich habe gerade einiges Geld bei mir; wollen Sie nicht bis zu Ihrer Genesung dies Anlehn annehmen? Er steckte den Beutel unter mein Kopfkissen, und half mir hiedurch aus einer drückenden Verlegenheit. Nach einigen Wochen bezahlte ich ihm das Geld wieder. Ich habe ihn nachher verschiedentlich gesprochen, er hat jede Erinnerung sorgfältig vermieden, hat sich nie deshalb näher an mich gedrängt, und ich glaube daher dem Manne, der gerade die gute That ohne Nebenzweck verrichtete, seinen edeln Ein-

pfindungen gemäß zu danken, wenn ich seinen Namen nicht nenne.

Meine älteste, mit v. Kurowski, dem Besitzer des Guts Lackmedien verheirathete Schwester, besuchte mich und brachte mir einige Unterstützung. Mein Vater, der indeß sein großes und schönes Gut Borken, worauf er sich bei seinen gesunkenen Vermögensumständen nicht mehr behaupten konnte, verkauft, dagegen ein kleines Gütchen Stablack bei Schippenbeil gekauft, und wieder zu theuer bezahlt hatte, kam als ich dem Genesen nahe war. Er bezahlte den Arzt, Wundarzt und die Arzeneimittel, meinen Tisch, die Wohnung, das Honorar für gehörte Vorlesungen, und gab mir einige Thaler. Ich wußte, daß er für seine zerrütteten Vermögensumstände viel gegeben hatte. Theils that es mir wehe, theils fürchtete ich mich auch, viel von ihm zu fordern; ich hoffte ja bald eine Bedienung zu haben, und alsdann alles bezahlen zu können. Aber meine gefährliche Krankheit hatte meine Gläubiger erschreckt; alles strömte jetzt auf mich zu. Auf manche sehr drückende Weise mußte ich jetzt Geld borgen, um die dringendsten zu befriedigen. Mein Vater erklärte nun, ich sollte nach Hause kommen; denn er hege die Absicht, mich nach Marienwerder zu schicken, um in Westpreußen ange-

stellt zu werden. Ich bat ihn, mir zu gestatten, daß ich gleich von Königsberg dahin abgehen könnte; denn ich kannte die Verfassung und Stimmung meines Vaters, fürchtete daß ich auf dem Lande lange Zeit würde zwecklos hinbringen müssen, und daß alsdann auch meine Gläubiger unruhig werden dürften, mein Vater für meine Kleidung und zur Bestreitung meiner Bedürfnisse mir äußerst wenig geben, ich zu Marienwerder in einer kümmerlichen Gestalt auftreten, und bald wieder in Mangel herabsinken, oder in die Nothwendigkeit, Schulden zu machen, gerathen müßte. Mein Vater, gewohnt strenge Subordination von seinen Kindern zu fordern, war über meine Bitten höchst aufgebracht.

Jetzt sah ich ein, ich müßte einen entscheidenden Schritt thun. Ich schrieb an meine älteste Schwester, und bat sie, meinen Vater mit meinen Schulden bekannt zu machen; denn ich hielt es jetzt für zweckmäßiger, das Aeußerste über mich ergehen zu lassen, als bei jedem Mahnbriefe eines Gläubigers mich neuem Ungemach auszusetzen.

Ihr, meine Söhne! die ich euch so oft vor dem Schuldenmachen warnte, werdet euch wundern, daß ich selbst in meiner Jugend keinen Abscheu davor hegte und in diesen Fehler

versank. Meine Schulden aber entstanden bloß dadurch, daß mein Vater außer der Pension, die er für meine Wohnung und den Tisch bezahlte, mir äußerst wenig gab. Kleidungsstücke, Bücher, Unterricht in Musik und Sprachen wurden die erste Grundlage meiner Schulden, zum Theil aber, ich leugne dies nicht, vermehrten sie sich, da ich einmal den Abscheu vor dem Schuldenmachen überwunden hatte, durch Befriedigung mancher entbehrlichen Wünsche und Bedürfnisse, die ich gewiß unbefriedigt gelassen haben würde, wenn ich nicht durch die berührten Gegenstände schon in frühere Verlegenheiten und hiedurch zum Schuldenmachen gekommen wäre. Daher, liebe Kinder! gab ich euch gerne so viel, als ich vermochte, und beschwöre euch, wenn ihr einst diese Zeilen nach meinem Tode leset, doch über euch zu wachen, damit nicht ein nachtheiliger Schritt, euch zu noch nachtheiligern hinreiße. Gedenket eures Vaters; glaubet, daß er, wenn es möglich ist, noch aus jener Welt liebevoll auf euch herabblickt; widerstehet mit männlicher Kraft jeder Versuchung und wachet übet euch selbst. —

Mein Stolz, die Hoffnung mich empor zu schwingen, und dann alles leicht bezahlen zu können, hatte mich auch irre geleitet. Jetzt fühlte ich unrecht gehandelt zu haben,

und der Gedanke zu erblinden, vielleicht nicht bezahlen zu können, nagte mir am Herzen. Der Buchhändler Kanter, dieser redliche gutmüthige Mann, dem ich noch einiges Geld für Bücher schuldig war, ihn daher um Nachsicht gebeten, und mit meiner Absicht, Königsberg zu verlassen, bekannt gemacht hatte, bemerkte meine trübsinnige Stimmung, und sagte einst in seinem gewöhnlichen heitern Tone zu mir: Sie sind ja so äußerst betrübt, ich möchte beinahe argwöhnen, daß ihnen der Abschied von einem Mädchen zu Königsberg so höchst sauer wird. Gütiger Gott! antwortete ich, so etwas kommt mir nicht in den Sinn, aber — Was ist es dann, fragte er weiter, für ein schreckliches Aber, das Sie so tief beugt? — Ich gestand ihm meine Lage, daß ich manche meiner Schulden meinem Vater nicht entdecken, aber auch nicht gern unbezahlt lassen möchte, und er, durch die lebhafte Aeußerung meines Schmerzes gerührt, erkundigte sich, mit wieviel ich aus meiner drückendsten Verlegenheit gerissen werden könnte. Ich bestimmte 100 Thaler, er sagte mir, daß ich im Buchladen etwas warten möchte, und noch gehe ich nie in die Unzersche Buchhandlung, ohne mit wehmüthiger, aber auch dankbarer Rührung, mich eines Ganges zu erinnern, der an der rechten Seite dieses Buchladens nach einem Fenster

führt, auf welchem mir damals Kanter 33 Dukaten zählte. Ich wollte ihm eine Verschreibung geben. Die bedarf ich nicht, sagte Kanter, ich halte Sie für einen ehrlichen Mann, der die Begebenheit dieses Augenblicks nicht vergessen wird. Aber, rief ich aus, wenn ich sterbe — dann, antwortete er, ist die Sache abgethan.

Der damalige Tuchhändler Schlunk und noch einige Männer, welchen ich schuldig war, erklärten mir, daß sie warten wollten. Es gehörte zu den frohsten Gefühlen meines Lebens, daß ich Kantern, und überhaupt jeden meiner Schuldner bezahlen konnte, und war es die gütige Absicht der Vorsehung, mich vor Verzweiflung und Selbstmord zu schüzzen, so haben gewiß ungefähr 250 Thaler, die ich bei meiner Abreise aus Königsberg auf diese Weise schuldig blieb, viel zu meiner Erhaltung beigetragen; denn der Gedanke, diesen wackern Männern das Ihrige zu zahlen, nicht in ihren Augen zu verlieren, wenn ich als ein Kraftloser dahin sänke, hielt mich im höchsten Leiden aufrecht, und spornte mich zu jener rastlosen Thätigkeit, die mich gegen Verzweiflung schützte, weil sie meine Aufmerksamkeit von Allem, was mich niederdrückte, auf andere Gegenstände lenkte; und daher bin ich den Männern, die mich so edel behandelten, unendlichen Dank schuldig.

Diejenigen meiner Gläubiger, welche nicht so schonend gegen mich dachten, zeigte ich durch meine älteste Schwester meinem Vater an, dieser nahm einige Monate lang, wodurch, weil ich nicht das Geringste zu meinen Unterhalt hatte, meine Schuldenlast noch beträchtlich stieg, von mir gar keine Notiz, außer daß er mir kalt schreiben ließ, er würde mich aus Königsberg abholen lassen.

Gerade diese Kälte war mir desto furchtbarer. Ich faßte den Entschluß, nach Rußland zu gehen, wo ich durch hier studirende Russen, denen ich meine Lage entdeckte, einige Aussichten bekam; aber jetzt fing ich auch an, die Abnahme meines Gesichts zu fühlen. Meine Lage war gräßlich; ich suchte Trost, wußte nicht wo ich ihn finden sollte, und verfiel wieder auf alchemistische Grillen, wovon ich aber doch bald wieder zurückkam. denn ich hatte mich, wenn mein leider zu heftiges Temperament mich nicht fortriß, jederzeit in meiner Gewalt. Einen kleinen Beweis aus der damaligen Zeit zur Probe. Auf den Rath einiger Aerzte hatte ich mich meiner Augen wegen an den Schnupftaback gewöhnt, und brauchte ihn so fürchterlich stark, daß es jedem auffiel. Ich sah ein, daß dies meinem Vater zuwider sein würde, und sagte zu einem meiner Bekannten, ich wolle mir

den Taback abgewöhnen. Er lachte und erklärte es für unmöglich. Ich gab sogleich meine Dose weg und nahm seit dieser Zeit keinen Taback mehr. Die steigende Schwäche meines Gesichts wurde mir indeß immer merklicher. Doppelt sehnte ich mich daher nach einem Amte; denn ich hoffte alsdann, wenn ich erblindete, doch ein kleines Jahrgeld zu erhalten. Meine Schwester, an die ich mich wandte, machte mir Hoffnung, daß ich nicht lange in Stablack bleiben sollte, und kam endlich im Februar 1776 nach Königsberg, um mich von dort abzuholen. Mit großer Wehmuth verließ ich jetzt diesen Ort. Meine Schulden, die ich meinem Vater specifizirt hatte, wurden bezahlt, ich auch von demselben minder heftig, als ich es erwartet hatte, empfangen. Zwar hörte ich häufig die Aeußerungen seines Unwillens und manchen Spott, selbst über meine Hoffnung versorgt zu werden. Im Ganzen aber schien er bald mit mir nicht unzufrieden, da ich an jedem Gespräche Theil nehmen, und doch über mancherlei Dinge nicht unzweckmäßig mitsprechen konnte. Nur war ich ihm nicht religiös genug, und es für mich höchst schmerzlich, daß er, da er die steigende Schwäche meines Gesichts bemerkte, mir solches als eine Strafe des Himmels anschaulich zu machen suchte. Dieser Gedanke schien

in seiner Seele gewurzelt zu haben, und entzog mir zum Theil sein Mitleiden. Ich hatte mich vorläufig bei der Regierung zu Marienwerder gemeldet, war dem damaligen Großkanzler Fürst von Kupferberg durch wichtige Empfehlungen bekannt geworden, konnte auf baldige Beförderung in Westpreußen beinahe sicher rechnen, und würde, damals angestellt, wenn ich im Dienst geblieben wäre, jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach Präsident eines Oberlandesgerichts sein, wenn ich nämlich mit meinen damaligen Zeitgenossen eine gleiche Laufbahn gehabt hätte. Aber die Abnahme meines Gesichts hinderte mich zur Prüfung nach Marienwerder zu gehen; doch, mich nach Königsberg zurück zu schicken, konnte ich meinem Vater nicht zumuthen. Meine Lage war schrecklich. Das Vorgefühl der Blindheit verließ mich nie, und ich sah einer schrecklichen Zukunft entgegen.

Endlich zeigte sich wieder ein Schimmer von Hoffnung. Der damalige Major, nachherige General-Lieutenant Graf v. Herzberg besuchte meinen Vater. Ich hatte mir zufällig im Gespräche Herzbergs Aufmerksamkeit erworben, der selbst nur ein Auge hatte, und da ich ihm erzählte, daß mir Doctor Bruinvisch auf den Fall, daß mein Gesicht wieder abnähme, den Rath ertheilt hätte,

daß ich mir ein Haarseil im Nacken stechen lassen sollte, rieth er mir, nach Schippenbeil zu kommen, wo ein geschickter Chirurgus wäre. Ich sollte mich dort, so lange ich wollte, aufhalten; er bot mir während der Zeit seinen Tisch an, und seine Gemahlin, eine gutmüthige Frau, stimmte mit Herzlichkeit darin ein. Auch trug mir der anwesende Lieutenant von Lenzke, so lange ich zu Schippenbeil bleiben würde, sein Logis an. Mein Vater erlaubte mir dieses alles anzunehmen, und so zog ich im Jahr 1777 nach Schippenbeil. Ich ließ mir das Haarseil stechen, und so weit meine eigene medicinische Kenntnisse, und einige Bücher über Augenkrankheiten, die ich selbst besaß, reichten, wurden Versuche angestellt. Der nachher als praktischer Arzt und Schriftsteller berühmte Doctor Elsner war damals Kreis-Physikus zu Bartenstein. Er hatte die Güte, mich nach dem Vorschlage des Major von Herzberg zu besuchen und empfahl mir verschiedene Mittel.

Ich hatte mir in Schippenbeil einen kleinen Zirkel von Bekannten gebildet. Der alte, sehr gutmüthige Rector Hausdorf theilte mir manches gute Buch mit; nur fehlte es mir an einem Vorleser, bis die Vorsehung mir einen guten lieben Mann zuführte. Er

hieß Hildebrandt, war damals Unteroffizier, und wurde mir, da ich ein paar Briefe schreiben lassen wollte, durch Lieutenant von Lenzke empfohlen. Es war ein großer wohlgebildeter Mann, mit einem sanften wohlwollenden Herzen, und Neigung zu den Wissenschaften, wozu er nicht ohne Anlage war. Der Mann sah mein Schicksal und trug mir sehr edelmüthig in sofern seinen Beistand an, daß er jeden Nachmittag, an dem er unbeschäftigt wäre, zu mir zu kommen, mir vorzulesen oder etwas zu schreiben versprach. Er war dabei ganz frei von Eigennutz; denn meine Lage war damals viel zu ärmlich, weil ich in dem Jahre, welches ich in Schippenbeil hinbrachte, gewiß nicht im Besitze von sechs Thalern baar Geld war. Durch Hildebrandts Gespräche wurde die Aufmerksamkeit in dem Städtchen auf mich rege. Der damalige Provisor Schönwald, der nachher eine Apotheke in Elbing kaufte und gute chemische Kenntnisse besaß, besuchte mich, dies thaten auch bald die zwei Gebrüder Kaufmann. Den jüngern kannte ich oberflächlich von der Akademie her. Er hatte sich (welches damals gewöhnlich war), am Ende seiner akademischen Laufbahn zum Actuarius examiniren lassen, und wartete nun im väterlichen Hause die Zeit ab, um, wenn eine Actuarien-Stelle erledigt wäre und ihn

die Reihe träfe, angestellt zu werden. Es war ein heiterer, angenehmer junger Mann, und sein Bruder, der nachherige Hofrath Kaufmann von Löwenberg, war Chirurgus. Er hatte bei der Compagnie des nachherigen General-Lieutenant von Klinkowström gestanden, der an dem jungen Manne Fähigkeiten bemerkte, und für seine weitere Ausbildung sorgte. Dieser hielt sich daher auch eine Zeitlang zu Königsberg auf, und ich hatte dort mit ihm zugleich bei Büttner die Osteologie und Anatomie gehört. Kaufmann sprach und schrieb die Französische Sprache mit Fertigkeit, besaß gute medicinische Kenntnisse, und war jetzt Rathsverwandter zu Schippenbeil. Bald bildeten diese Männer einen Zirkel um mich, so daß ich selten allein war. Wenn ich an die guten Menschen denke, die sich meiner damals annahmen, so erfüllt es mich mit tiefer Wehmuth, daß die Tochter des Grafen Herzberg, Frau von Fresin, völlig erblindet und ein Sohn des damaligen Actuarius Kaufmann, welcher den Feldzügen in Frankreich beigewohnt hat dem Erblinden nahe ist. Jeder trieb so viele Bücher auf, als er konnte, nur waren freilich die wenigsten darunter von ausgezeichnetem Werthe. Alte und neue Romane, Reisen, Dichter, chemische und medicinische Werke, verschiedenes über Naturgeschichte, alles war zur Lectüre

willkommen. Manche Idee ward dabei geweckt, und ich fiel jetzt auf Schriftstellerei.

Während meiner akademischen Jahre hatte man verschiedentlich geäußert, daß ich nicht ohne Fähigkeit wäre; manches kleine Gedicht hatte Beifall gefunden. Ich suchte, was ich konnte, hervor, verbesserte so viel ich vermochte, und entwarf verschiedene kleine Aufsätze. Alles war höchst mittelmäßig, aber die mich umgebenden Freunde munterten mich durch ihren Beifall auf, und es entsprang in mir der Gedanke, mir durch Schriftstellerei das Unentbehrlichste zu erwerben; auch bedurfte ich in der That, um mich aufzurichten, einer neuen Hoffnung; denn der Gebrauch so mancher Medicamente der Störkschen Extracte, der Valeriana, Arnica, der Merkurialmittel, des Haarseils und der Spanischen Fliegen, hatten zum Theil, mehr aber noch innerer Gram, alle meine Kräfte erschöpft. Ich fühlte mich so entkräftet, daß ich kaum noch im Zimmer auf und ab zu gehen, mich nur mit der äußersten Anstrengung vom Stuhle zu erheben vermochte. Der Gedanke an Selbstmord lag häufig in meiner Seele; aber Liebe für meine Mutter, die ich nicht dadurch betrüben wollte, und der Stolz, jene rechtschaffene Leute, deren Schuldner ich war, nicht um das Ihrige

zu bringen, hielten mich zurück, besonders seitdem ein Schimmer von Hoffnung erwacht war, meine redlichen Gläubiger vielleicht durch Schriftstellerei bezahlen zu können.

In diesem Zeitpunkte wurden mir nun auch die Werke von Richter und Janin vorgelesen, die den Gebrauch der Spießglanzbutter empfahlen. Mir war die ätzende Eigenschaft dieses Mittels bekannt, doch auch seine Zusammensetzung. Der darin befindliche Spießglanzkönig würde durch die erste Thräne, die der Schmerz des Auges veranlaßte, präcipitirt; bloß die fressende Salzsäure schien mir fürchterlich. Schönwald und ich berathschlagten hierüber und fielen endlich darauf, das Auge mit lauwarmer Milch, worin etwas Saffran war, zur Linderung des Schmerzes zu waschen, auch einen Lappen mit flüchtigem Salzgeist, gleich nach der Berührung der Spießglanzbutter vor das Auge zu hängen, weil wir glaubten, daß das flüchtige Salz sich alsdann mit der Salzsäure verbinden und beides einen Salmiack bilden würde, den ich bereits in Augenkrankheiten ohne großen Schmerz gebraucht hatte. Der nachherige Hofrath Kaufmann von Löwenberg, ein Mann von Kopf, übernahm die Berührung; der Schmerz war sehr heftig, wurde durch die angezeigten Mittel gehoben, auch

ließ die Entzündung der Augen bald nach, der Erfolg aber blieb tief unter meiner Erwartung. Schönwald hatte die Gefälligkeit, Spießglanzbutter zu verfertigen, worin mehr Spießglanzkönig als gewöhnlich enthalten war, und dieses schien stärker auf das Auge zu wirken, das Staphylom war nach der Berührung zusammen gezogener. Ich kam jetzt auf den Einfall, den Schönwald nicht ganz mißbilligte, Eisenfeile in die Spießglanzbutter zu mischen, weil ich voraussetzte, ein Theil der Salzsäure würde sich an das Eisen hängen, der Spießglanzkönig noch concentrirter werden, und ich weiß nicht, ob erhöhte Reizbarkeit des Auges durch das öftere Berühren, oder die größere Abnahme der Kräfte meines ganzen Körpers, und die schmerzlichen Folgen getäuschter Hoffnung, dies Medicament so höchst schmerzhaft machten, daß es sich nur zwei Mal anwenden ließ. Jedes Mal wurde das Staphylom stark zusammen gezogen, dehnte sich aber nach einigen Stunden wieder aus. Der Schmerz des Auges war äußerst heftig, so wie der der ganzen Augenhöhle; er erstreckte sich bis in den Hinterkopf, und war zugleich mit einer Art von Betäubung verbunden. Alle diese Versuche haben mich überzeugt, daß die Spießglanzbutter keineswegs so viel bei dem Staphylom, wie Janin versichert, bewirkt. Einer

meiner Unglücksgefährten, Herr Burow, hat ebenfalls dieses Mittel mit großem Nachtheile gebraucht, und es scheint mir daher Pflicht, vor der Anwendung desselben zu warnen.

Bei allen diesen Leiden richtete mich Beschäftigung mit den Wissenschaften einigermaßen auf, und so sehr mich in manchen Augenblicken der Gedanke niederbeugte, daß meine schriftstellerischen Arbeiten wol schwerlich eine gute Aufnahme zu erwarten hätten; so erwachte auch zuweilen wieder eine entgegengesetzte Hoffnung. Besonders war es mein Plan, eine periodische Schrift zu liefern, und vielleicht, wenn meine eigene Arbeiten nicht Beifall erhalten sollten, die Leser durch Aufsätze meiner Mitarbeiter zu entschädigen. Ich war aber so arm, daß ich diese Sache gar nicht einleiten, nicht einmal die geringsten Portokosten bestreiten konnte. Unerwartet erhielt ich einen Brief ohne Namensunterschrift mit 10 Thlr., wie ich muthmaße von einer Fräulein von Korf, nachmaligen Hauptmannin v. Knobloch, die ich zufällig in Schippenbeil kennen gelernt hatte; und ich bekenne, daß ich ohne diesen Beistand meine schriftstellerische Laufbahn vielleicht niemals begonnen hätte. Jetzt aber trat ich mit einigen meiner akademischen Bekannten

in Verbindung, und machte sie mit meinen Absichten zur Herausgabe einer periodischen Schrift bekannt. Der jetzige Schulenrath Zitterland, der in Curland verstorbene Advocat Felgenhauer, der jetzige Theaterdichter Herklots zu Berlin, der verstorbene Ober-Inspektor Brahl, Kammerrath Schütz, der nachherige Professor Plessing zu Duisburg, Pfarrer Ostermeyer zu Trempen, nahmen sogleich thätigen Antheil, und mehrere versprachen mir Beistand. Ich sah indeß, daß meine zur Wiederherstellung des Gesiches in Schippenbeil angestellten Versuche fruchtlos waren, und kehrte nach dem Gute meines Vaters zurück. Mit großer Aufopferung unterstützte mich jetzt Hildebrandt. Der Graf von Herzberg gestattete ihm, daß er seinen Dienst einige Tage hinter einander thun, und alsdann wöchentlich auf ein paar Tage zu mir heraus kommen konnte. Der redliche Mann, dem ich diesen Dienst nie vergessen werde, that es unverdrossen bis zum Anfange des Baierschen Successionskrieges, wo Kaufmann der jüngere an dessen Stelle trat. Auch zwei meiner Schwestern, die verstorbene von Heyking, und meine noch lebende jüngste Schwester, jetzt an den Hauptmann v. Brunnow verheirathet, lasen mir vor, und schrieben für mich. Da ich keinesweges anmaßend bin, und nie von meinen Fähigkeiten eine große Mei-

nung besaß, so hat es mir schreckliche Angst und großen Kampf gekostet. Bloß der Gedanke, daß ich nur einen Versuch zu machen und meinen Gläubigern Bezahlung zu verschaffen schuldig sei, gab mir Muth. Ich kündigte das herauszugebende Werk auf Pränumeration an. Sie wurde nicht unbeträchtlich, weil sich viele gute Menschen für mich verwandten. So wurde das Preuß. Tempe zu Marienwerder auf meine Kosten gedruckt, womit ich jetzt, als mit einem unreifen Producte, höchst unzufrieden bin, ob es gleich vom Publicum mit schonender Nachsicht aufgenommen wurde. Der verstorbene Buchhändler Kanter strebte mich zu unterstützen. Durch ihn aufgemuntert, nahm der jetzige Kriegsrath Bock, der verstorbene Professor Kreutzfeld, Criminalrath Jensch, Kammersecretair John, der bekannte Preußische Dichter Lausson, am Tempe Antheil. Dies thaten auch der verstorbene Erzpriester Goldbeck, der Oberhofprediger Wedecke, der zu Magdeburg als Prediger verstorbene Böttcher, Ober-Secretair Wannovius, und mehrere. Das Tempe gewann dadurch seit dem dritten Quartale eine andere Gestalt, besonders da Kriegsrath Bock, damals Kammersecretair zu Marienwerder die Aufsicht über den Abdruck übernahm, so wie ich in der That ihm die bessere Gestalt des Tempe vorzüglich verdanke. Aber

beinahe nach dem Verhältniß, wie sich die Schrift aufnahm, verlor sich die Theilnahme. Ich hatte bei dem ersten Jahrgange 300 Thaler gewonnen, bei dem zweiten aber büßte ich dieses beinahe wieder völlig ein. Besonders war es auffallend, daß in manchen Städten zahlreiche Subscribenten sich das Buch geben ließen, und am Ende nicht zahlten, wodurch mein gehoffter Gewinn nun wieder ganz vernichtet wurde. Ich hatte indeß durch das Ganze doch einige Aufmerksamkeit erregt, und mich im Andenken meiner Freunde erneuert; auch war ich mit meinem Schwager von Kurowsky ein paar Mal nach Königsberg gereist, wo ich persönlich einige Theilnahme rege machte.

Kant und Hamann erklärten sich sehr gütig und theilnehmend für mich, und Kanter handelte mit seiner eigenen Herzensgüte und Wärme, wovon er unter andern bei einer Augen-Operation, der ich mich unterwarf, den Beweis gab. Das Staphylom bedeckte nur die untere Hälfte der Hornhaut des Auges, oben war der Augapfel noch sichtbar; auch hatte ich einigen Schimmer. Verschiedentlich war daher auch die Aeußerung mancher Aerzte, daß mir noch eine Operation helfen könne. Zwei Brüder Pellier hatten zu Königsberg einige glückliche

Operationen gemacht, und ich suchte daher auch ihre Hülfe. Beide machten mir gute Hoffnungen, forderten aber für ihre Operation 100 Dukaten. Mein ganzes Vermögen bestand in 60 Thalern, wovon ich ihnen 50 Thaler anbot. Sie schlugen solches aus. Ich sagte ihnen, daß ich arm sei, sie aber meinten, weil ich von Adel wäre, so könnte schon meine Familie etwas für mich thun. Ich ging zu Kantern und klagte diesem meine Noth; er versprach alles aufs Reine zu bringen, und bot mir, so lange die Operation und ihre Folgen währten, sein Haus zum Aufenthalt an. Er fuhr gerade in die Loge zu den drei Kronen, und nahm mich mit, weil es bloß ein Klubbtag war. Die Brüder Pellier waren Mitglieder der Loge. Sie waren nicht zugegen; aber verschiedene dort Anwesende übernahmen es, mit ihnen zu sprechen, und der Geheime Rath Metzger erbot sich, weil die Herren Pellier in acht Tagen abzureisen beschlossen hätten, mir, wenn ich noch ferner der Hülfe eines Arztes bedürfen sollte, solche ohne alle eigennützige Absicht zu leisten. Am folgenden Tage erhielt ich die Erklärung der Herren Pellier, daß sie mit 50 Thaler zufrieden sein, und mein Auge am nächsten Morgen operiren würden.

Es war gerade die Zeit der Revue. Das jetzige vierte Regiment, dessen Chef damals Graf Henkel war, befand sich zu Königsberg, und der unter diesem Regimente stehende Lieutenant v. Kleist suchte mich jetzt in der Kanterschen Buchhandlung auf. Er sagte mir, Graf Henkel habe mit Unwillen erfahren, wie die Gebrüder Pellier für die Operation zur Wiederherstellung meines Gesichts 100 Dukaten verlangt hätten, er würde für die Bezahlung dieser 100 Dukaten sorgen, und ich könnte mich also, wenn ich wollte, der Operation unterwerfen. Unendlich rührte mich dies Anerbieten von Seiten eines Mannes, den ich nie persönlich kennen gelernt hatte. Da die Sache auf die angezeigte Weise angeordnet war, so durfte ich es zwar nicht annehmen, allein die schöne Handlung behält dessen ungeachtet ihren Werth. Ich fühlte mich durch den erhaltenen Beweis der Theilnahme außerordentlich aufgerichtet, nie konnte ich des Grafen Henkel anders als mit Achtung gedenken. Er starb hier als Gouverneur und sah seinem Tode mit großer Seelenruhe entgegen; ich strebte meine Gefühle noch bei seinem Grabe auszudrücken, und man war hier wenigstens mit der Herzlichkeit und Wärme für den Verstorbenen, die in diesem Gedichte herrschte, allgemein zufrieden. Eine

bessere Welt lohne ihn dort für die edle Absicht, die er gegen mich hegte!

Ich kehre jetzt zu der Marterscene der Operation zurück, deren Unzweckmäßigkeit ich jetzt einsehe, und deren Erinnerung mir noch einen Schauder abjagt. Es war jene Operation, die schon der alte Laurentius Heister bei dem Staphylom vorschlägt. Der eine der Gebrüder Pellier hielt meinen Kopf, indeß der andere eine sehr platte Nähnadel mit einem dünnen roth seidenen Faden einfädelte, und die beiden Enden zusammenknüpfte. Mit dieser Nähnadel wurde die Erhabenheit in dem Auge durchstochen, die Nadel zwischen zwei Fingern gefaßt, und das Auge hervor gezerrt, oben im Staphylom ein kleiner Einschnitt gemacht, der roth seidene Faden hinein geworfen, scharf angezogen, und nun hinter dem Faden mit einer scharfen Lanzette die ganze Erhabenheit vom Auge getrennt. Die Operation war nicht schnell, der Schmerz fürchterlich, noch schrecklicher aber wurde er nach Verlauf von ein paar Tagen. Er wurde durch einige Mittel gehoben; die Herren Pellier reiseten davon, ich aber blieb noch einige Wochen lang unter der Hand des Arztes und Wundarztes. Das Auge wollte nicht heilen, es fanden sich Auswüchse, und der Höllenstein in Eiweiß aufgelöset mußte zu

ihrem Ausbeitzen angewandt werden, wobei ich viel litt.

Bis zu meiner völligen Erholung befand ich mich im Hause des redlichen Kanter. Ein junger Mann, Herr Friedrich, der sich damals dort aufhielt, jetzt als Buchhändler zu Libau lebt, und den ich aus frühern Zeiten kannte, nahm sich meiner mit vieler Rechtschaffenheit an. Auch fand ich einen meiner Schulfreunde im Hause Kanters als Lehrer seiner Kinder, den jetzigen Schulenrath Berdau zu Marienwerder. Diesen bat ich, einen Studirenden aufzusuchen, der mir täglich einige Stunden vorlesen und auch meine Gedanken niederschreiben könnte. Es wurde einer ausgemittelt, der aber nur ein paar Tage kam, sich einen kleinen Vorschuß geben ließ, und wegblieb. Der redliche Berdau erzählte dies voll Unwillen auf einem Kaffeehause. Ein junger Mann, mit dem er in keiner Verbindung stand, hörte es und erklärte, er sei täglich einige Stunden bei mir zuzubringen bereit. Er hieß Meden, wurde nachher Assessor bei dem Landvogteigerichte zu Marienburg, ist jetzt Stadtrichter zu Neuteich, und war ein ausgezeichnet redlicher Mann, mit einem sanften, gefühlvollen Herzen, guten moralischen Grundsätzen, und nicht gemeinen Kenntnissen, welches einige sei-

ner

ner Aufsätze in der Berliner Monatschrift, und andern periodischen Schriften beweisen. Auch er hatte Anhänglichkeit für Preußische Geschichte und Alterthümer, handelte gegen mich auf die edelste uneigennützigste Weise, und bald hing ich an ihm mit ganzer Seele.

Der Aufenthalt in Königsberg wurde mir zu kostbar. Ich kehrte nach Stablack zurück. Mein Vater erlaubte, daß ich meinen Freund Meden mitbringen durfte, und mit seinem Beistande fing ich jetzt an über Preußische Geschichte und Alterthümer zu lesen und zu ordnen, gab auch den zweiten Jahrgang des Preußischen Tempe mit seiner Hülfe heraus.

Unvergeßlich ist mir sein Andenken am Krankenbette meiner guten Mutter. Er schätzte die redliche Frau, und theilte brüderlich meinen Schmerz, als sie im Herbste des Jahres 1781 an der Brustwassersucht starb. Religion gab ihr Trost bei ihren körperlichen Schmerzen; geruhig sah sie dem Tode entgegen, und hoffte bei der traurigen Lage ihrer Kinder, daß eine weise Vorsehung diese nicht hülflos lassen würde. In den letzten Jahren ihres Lebens waren die Vermögensumstände meines Vaters außerordentlich herabgesunken. Meine Mutter hatte sich geduldig

in ihr Schicksal gefügt; nur ihre Kinder lagen ihr am Herzen. Ihr Streben, mit eigner Aufopferung die Bedürfnisse der Ihrigen zu befriedigen; die Wohlthätigkeit, womit sie sich jedes Kranken, auch des Aermsten im Dorfe annahm; ihn nicht nur zu erquicken suchte, sondern selbst in die Hütte des Armen und Leidenden ging, um zu sehen, wie sie ihm am gefälligsten sein, was sie füglich thun könne — diese Tugenden haben ihr gewiß ein herrliches Schicksal jenseit des Grabes verschafft.

Mein Freund Meden hatte mich damals gerade zu verlassen beschlossen. Wir trennten uns mit der innigsten Rührung. Mein alter Vater hatte den jungen Mann herzlich lieb gewonnen, und war bei seinem Abschiede sehr bewegt. Ich würde jetzt sehr verlassen geblieben sein, hätte die Vorsehung mir nicht einen andern Gehülfen zugesandt. Dies war der nachherige Secretair Schiemann zu Wenden in Liefland, der mit mir zugleich im Friedericiano, aber auf einer untern Klasse, gewesen war. Er hatte eine Hauslehrerstelle aufgegeben, und war geneigt sich examiniren zu lassen; aber eine Feuersbrunst brachte seinen Stiefvater Fleischmann beinahe um sein ganzes Vermögen. Schiemann entschloß sich aufs Neue, eine Hauslehrerstelle zu su-

chen, und die Zeit bis solche ausgemittelt wäre, bei mir hinzubringen. Ich hatte, seitdem ich aus Königsberg zurückgekehrt war, eine kleine Leseanstalt errichtet, und so fehlten mir, den jetzt große Sorgen beugten, wenigstens nicht Bücher zur Zerstreuung. Das Tempe war mit dem zweiten Jahrgang erloschen; „die akademischen Freunde", ein Roman den ich schon in den Jahren 1775 und 76 selbst niedergeschrieben hatte und der nachher im Hartungschen Verlage erschien, wurde jetzt von mir ausgefeilt. Er fand nicht ungünstige Aufnahme.

Mein Vater sah die Nothwendigkeit ein, sein Gut verkaufen zu müssen. Meine älteste Schwester war verheirathet; meine zweite hatte sich das Wohlwollen der Frau Oberstlieutenant von Brinken und ihres Gemals erworben. Dies edeldenkende Ehepaar, das kinderlos war, behandelte sie wie eine geliebte Tochter, und sie war in diesem Hause vortrefflich versorgt. Mein ältester Bruder war Seconde-Lieutenant bei dem damaligen Dragoner-Rigimente Anspach-Baireuth, der jüngste ins Kadettenhaus zu Culm aufgenommen worden. Ich und meine jüngste Schwester befanden uns im Hause meines Vaters, sahen es ein, daß sein Vermögen nicht mehr zu seinem eigenen Unterhalte hinreiche, und

blickten mit Wehmuth in eine wahrscheinlich sehr traurige Zukunft. Am Begräbnißtage meiner Mutter rief mein Schwager Kurowski, obgleich er in sehr beschränkter Lage war, mich in ein abgelegenes Zimmer, Du kennst, sagte er, meine Vermögensumstände, ich deine Lage, Aufenthalt in meinem Hause, und was ich zu essen und zu trinken habe, biete ich dir aus redlichem Herzen an. Mich rührte dies Anerbieten; es war von der einen Seite tröstlich, denn es schützte mich gegen den drückendsten Mangel; aber meine Zukunft wurde alsdann auch ein Pflanzenleben. Ueberhaupt war alles um mich völlig dunkel, und für mich beinahe keine tröstliche Hoffnung mehr. Ich vergoß daher auch bei dem Sterbebette und dem Grabe meiner Mutter nicht viele Thränen; aber mein Herz war zerrissen. Denn eine schreckliche Zukunft lag in der Ferne, und ich, in einem Alter von 25 Jahren, schien, so sehr meine Phantasie sich zu der Auffindung von Rettungsmitteln anstrengte, für diese Welt verloren zu sein, und nur erst jenseit des Grabes Trost hoffen zu dürfen.

Mein Vater hatte selbst die letzte seiner Hoffnungen darauf gegründet, vielleicht eine Pension, oder die Erstattung seiner bei der alliirten Armee gemachten Vorschüsse zu er-

halten. Der General v. Lossow, der ihn aus der Armee gebracht und nachher erst kennen gelernt hatte, äußerte selbst, wenn er meinen Vater genauer gekannt hätte, sein Freund geblieben zu sein. Er erklärte dies mit Offenheit gegen den verstorbenen Obersten von Malachowski, von dem er die traurige Verfassung meines Vaters erfuhr, und ließ ihm durch Malachowski den Wink geben, daß er ihm, wenn er um eine Pension ansuchen wollte, wegen seines Benehmens im Kriegsdienste, das rühmlichste Zeugniß auszustellen bereit sei. Mein gebeugter Vater nahm dies Anerbieten seines ehemaligen Feindes an; Friedrich aber schickte ihm das Zeugniß, ohne eine Silbe darauf zu antworten, zurück.

Mein Vater hatte als er seinen Abschied erhielt, einen Revers ausstellen müssen, nicht in fremde Kriegsdienste zu treten, und daher, theils auch weil damals seine Vermögensumstände nicht unvortheilhaft waren, ungefähr ums Jahr 1768 Russische Kriegsdienste anzunehmen, ausgeschlagen, die ihm der Oberste von Döring, der bei der alliirten Armee als Cornett unter seiner Escadron gestanden hatte, vom Grafen Soltikov berechtigt, anbot. Zufällig nähmlich hatte Döring, der ungefähr ums Jahr 1762 den Preußischen Dienst verließ, in das Gefolge des

Herzogs Ferdinand von Braunschweig kam, nachher in Russischen Kriegsdiensten ein schnelles Glück machte, mit den Grafen Soltikov über die Art und Weise gesprochen, wie der Krieg gegen die Conföderirten am thätigsten zu führen wäre, dabei einige Beispiele erzählt, wie mein Vater sich im kleinen Kriege gegen die Franzosen genommen habe, und die Erzählung damit beschloßen, daß auch dieser brave Offizier am Friedensschlusse aus der Armee verdrängt sei. Soltikov, hiedurch aufmerksam gemacht, hatte gefragt: ob mein Vater nicht in Russischen Dienst gezogen werden könnte; aber dieser lehnte Dörings ihm nun gemachte Vorschläge aus den angezeigten Gründen ab. Als aber der Baierische Successionskrieg ausbrach, da machte ihm das Andenken an die früheren Jahre seines Lebens die Ruhe unerträglich. Er wünschte ein Freicorps zu errichten, und bloß das schnelle Ende dieses Krieges hintertrieb seine Entwürfe.

Aeußerst wichtig blieb ihm noch immer sein bei der alliirten Armee gemachter Vorschuß. Hätte er diese 10000 Thaler am Ende des Krieges erhalten, sie damals zum Ankauf von Gütern angewandt; oder hätte er nur, durch dieses Capital unterstützt, sein Gut Borken, welches er im Jahr 1775 für

15000 Thaler verkaufen mußte, und welches jetzt die Landschaft über 80000 Tahler taxirt hat, erhalten können; so würde er, ich und meine Geschwister im Wohlstande geblieben sein. Mit Ehrfurcht blicke ich auf Friedrich den Großen, und mit der Thräne des Danks auf Friedrich Wilhelm den II., für die mir erzeigten Wohlthaten. Aber ich kann hier den Ausdruck meiner Empfindungen nicht zurückhalten: wäre Friedrich II. gegen meinen Vater nur gerecht gewesen, Friedrich Wilhelm II. hätte nicht nöthig gehabt, gegen mich wohlthätig zu sein. Auch ist es nicht bloß Dankbarkeit, sondern meine wahre Ueberzeugung, wenn ich hier äußere, daß mich viele Urtheile über Friedrich Wilhelm II. empören. Sein wohlwollendes Herz, das freilich auch gemißbraucht wurde, wünschte überall das Nützliche und Gute zu befördern, und sollten wir in Betreff dessen, der einmal im Grabe ruht, und daher die Folgen seiner Handlungen nicht mehr abändern kann, bei Beurtheilung dieser Handlungen nicht vorzüglich auf ihre Absichten sehn? Auch fand Friedrich Wilhelm II. so manches zu vergüten, und das Andenken seines großen Vorfahren erhielt gerade einen um so schönern Glanz, da sein Nachfolger auch den kleinsten Flecken, der es verdunkeln konnte, wohlthätig zu vertilgen suchte.

Ich wende mich wieder zur Geschichte meines Vaters zurück, weil diese zugleich die meinige wird. Er reisete, um seine Forderung geltend zu machen, zur Revue nach Graudenz, vermochte aber nichts auszurichten. Doch, als der Herzog von Braunschweig einst Friedrich den Großen begleitete, wandte sich mein Vater an den ersten, der mit der Sache nicht ganz unbekannt war, und übergab ihm daher seine Original-Documente, um sie dem Könige vorzulegen. Der Herzog äußerte: daß er während dem Gewühle bei Graudenz, keine Gelegenheit gehabt habe, da er aber mit dem Könige in einem Wagen reise, er während der Reise die bequemste Gelegenheit finden würde, dem Könige alles auseinanderzusetzen. Er behielt deshalb die Documente, und als ich selbst mich einst an den Herzog wandte, erhielt ich die Antwort, daß er sich wirklich bei dem Könige verwandt, und demselben die Documente eingehändigt habe. Diese waren nun auch verloren. Der König nahm darauf keine Rücksicht, und die letzten Hoffnungen meines Vaters waren zertrümmert. Bei dem Tode meiner Mutter war das Gütchen so verschuldet, daß mein Vater kaum ein paar tausend Thaler darauf hatte. Hievon konnte er nicht einmal seine Bedürfnisse befriedigen, vielweniger mich und meine Schwester ernähren;

daher war unsere Lage schrecklich. Unsere liebreiche Mutter hatte uns noch immer getröstet und aufgerichtet; auch sie war hin, und gerade wir beide Geschwister hatten am wenigsten das väterliche Wohlwollen besessen. Meine Schwester, vormals ein gesundes blühendes Mädchen, war durch ein langwieriges Wechselfieber äußerst entkräftet. Daher hatte meine Schwester Kurowski, früher als sie es gewohnt war, ihr Wochenbett verlassen, um so viel als möglich bei meiner kranken Mutter zu sein. Ihre zärtliche Sorgfalt, ihre Liebe für die Sterbende, vermehrte unser Vertrauen auf sie, weil diese unsere älteste Schwester wegen ihres gebildeten Geistes und ihrer Herzensgüte immer von uns geliebt und geachtet wurde. Da sie nach der Beerdigung der Mutter auf ihr Gut zurückkehrte, fühlten wir doppelt das Verlassene unseres Zustandes. Meine jüngste Schwester suchte bei mir Trost und Hülfe, die ich selbst bedurfte. Meine Verzweiflung stieg mit jedem Tage. Mit dem Gedanken, mein Leben selbst zu enden, war ich völlig vertraut; auch meine Schwester wünschte sich häufig den Tod. Daß sie ihn sich nicht selbst geben würde, davon war ich überzeugt. Da wir aber den Tod als das größte Glück zu betrachten anfingen, so entsprang allmälig der Gedanke, ob ich nicht eine edle That bege-

ben, der Wohlthäter meiner unglücklichen Schwester werden würde, wenn ich ihr Leben endigte. Ob ich alsdenn dem meinigen ein Ende machen oder mich nicht lieber den rechtlichen Folgen aussetzen, und dabei erklären solle, das Elend meiner Familie würde nicht entstanden sein, wenn der Vater seine gerechte Forderung vom Könige erhalten hätte; ob ich hiedurch selbst nicht noch vortheilhaft auf das Schicksal meines Vaters wirken könnte — alle diese Gedanken liefen mir wild im Kopfe umher. Ein gewisser körperlicher Zustand hatte sich durch Entkräftung, theils auch durch Gram, ehe ich nach Schippenbeil zog, zu äußern angefangen, und nach meiner Rückkehr zugenommen. — Wenn ich meine Vergangenheit überdachte, trostlos in die Zukunft blickte, so vergingen mir die Gedanken. Ich hörte die Gespräche der Menschen um mich her, nur wie ein leises Sausen; die Anwesenden glaubten alsdenn ich schliefe, allein es war kein Schlaf, sondern eine Betäubung, wofür ich jezt selbst keinen Namen weiß, ein Hinsinken aller Körperkräfte, durch Leiden der Seele veranlaßt. Mir vergingen allmälig die Gedanken; allerlei Gestalten, oft tanzende Figuren im antiken, oder abenteuerlichem Aufputze, oft gräßliche verzerrte Bilder schwebten vor meiner Phantasie, und

alles ging eine Zeitlang wild durcheinander bis es allmälig erlosch, und eine völlige Betäubung eintrat. Es war mir, wenn ich zu mir kam, als hörte ich große Glocken in der Ferne, als kreuzten sich Blitze vor meinen Augen, mein Herz klopfte heftig, und ein kalter Schweiß brach aus meiner Stirn. Diese Zufälle bekam ich jetzt häufiger; ich entdeckte mich niemanden. Mein Zustand war dem eines halbwahnsinnigen Fieberkranken gleich. Bei Tage fielen mir jeden Augenblick die Augen zu; aber die Nächte brachte ich unter Jammer schlaflos hin. Auf Erden wußte und ahnte ich keine Hülfe, und händeringend bat ich oft Gott, mir diese zuzusenden, oder mich zu einem entscheidenden Schritte zu leiten. —





